

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 23. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 1. December 1894.

Große Ausgabe mit allen Kapiteln. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.

Raddruck verboten.

Junfer Sonnen-schein.

Novelle von M. Kirschner.

(Schluß.)

Swaren herrliche Frühlingstage. Rings in der Wetterau blühten die Apfelbäume, und es lag wie seine rosige Wollen auf den fernen Wiesen; die junge Saat schauerte im Winde, der lange silberne Wellen in das Grün der dichten Halme zeichnete. Die Lerchen schwangen sich ins unabsehbare Blau, ihren ganzen Auferstehungsjubel in die Welt schmetternd, und in dem trägen Gewässer der Nidder rauschte etwas von verneigener, mutwilliger Jugendlust.

In den sonnigen Frühlings-tag hinaus ritten die beiden Brüder. Durch den Wald, der die kahlen, grün angehauchten Neste, an denen die Knospen dem Licht entgegendsprangen, hoch in die warme Luft stredete, — an den Ädern hin, von denen würziger Duft von frischem Erdreich und treibender Saat zu ihnen aufstieg, — nach Tachstetten.

Die Herrschaften waren im Garten und, wie sich's zeigte, im vollen Zuge mit Charaden-Aufführungen.

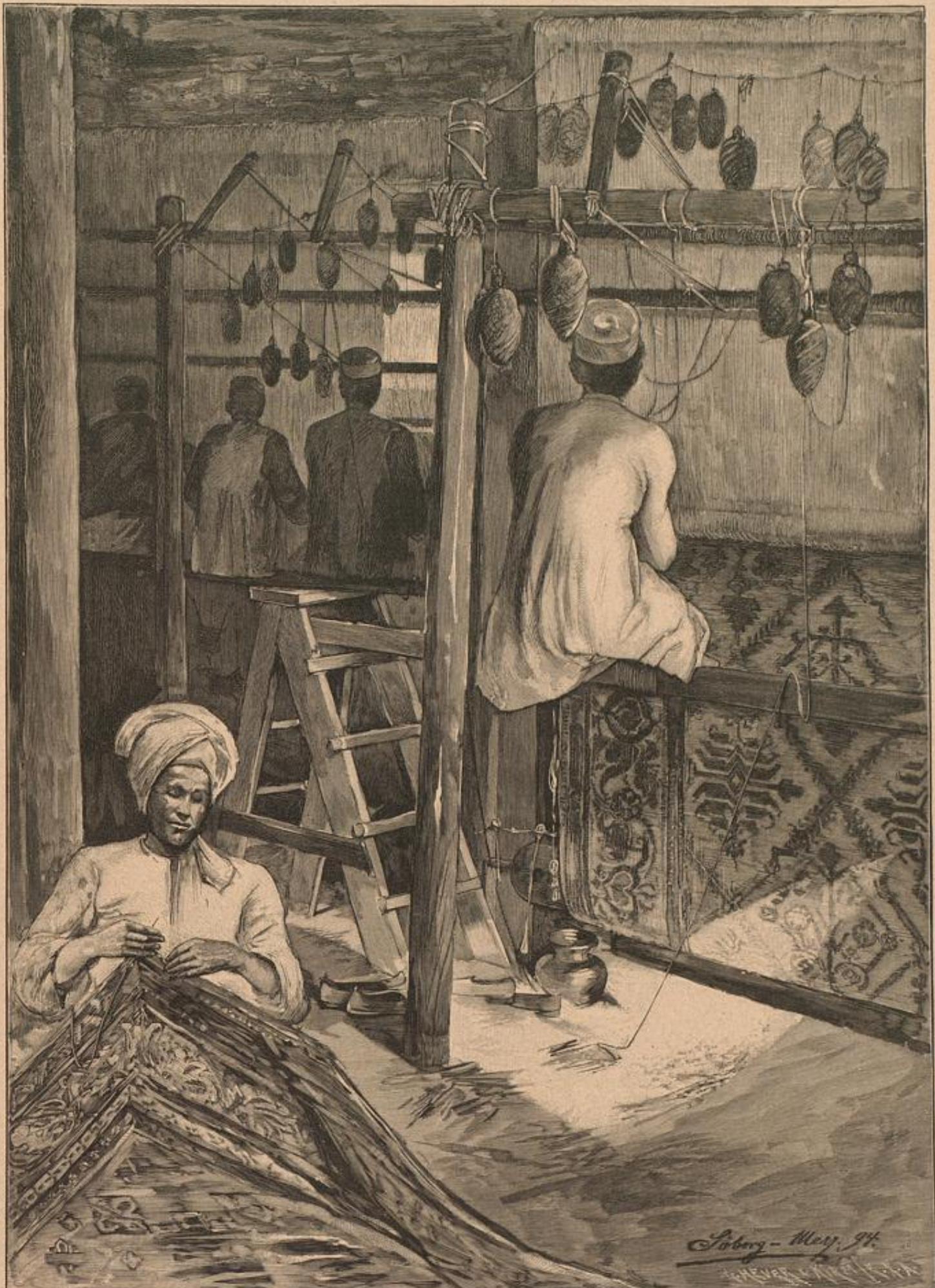
Die beiden Brüder fanden gerade dazu, als die junge Hausfrau dem altersgrauen Kammerdiener nicht ohne eine gewisse Erregung erklärte: „Der Friedrich soll sich schwarz machen.“

„Er will aber nicht, Frau Baronin.“

Das unverhohlene Erstaunen der Neuankommenden brachte Frau von Tachstetten zum Lachen. Richard mußte ihr erst vorgestellt werden, dann aber erzählte sie sprudelnd: „Wir wollen den Astra machen. Vorchen ist eine so sämöse Sultanstochter; aber ich besteh'e der Realistil halber auf einem schwarzen Astra, und von unseren wenigen Herren will keiner das Opfer bringen, sich in einen Mohren zu verwandeln, darum hab' ich den zweiten Bedienten herunter befohlen. Doch mir scheint, er erfaßt die Situation nicht recht.“

„Könnten Sie denn nicht mich etwa branchen, gnädige Baronin?“ fragte Rick übermuthig. „Ich passe brillant in alle Verkleidungen.“

„Aber Rick,“ mahnte der Ältere mit leisem Vorwurf; er liebte es nicht, wenn sein Bruder eine Art Hansnarrenthums herauslehrte. Aber Rick hörte gar nicht. Er wurde in größter



Söborg - Merc. 94

Indische Teppichweberei.

Nach dem Bilder von J. Söborg-Merc. — Siehe Seite 182.

Schnelligkeit mit Ruh eingerieben; sein blondes Kraushaar versteckten zarte Damenhände unter einem improvisirten Turban, was ihm eine sehr angenehme Empfindung bereitete. Bald war so das Beduinen-Kostüm aus weißen Laken, lächelnd ehr' hergerichtet, das lebende Bild beim plätschernden Springbrunnen sorgfältig gestellt, — und die Ratte-Partei, bei der sich auch der junge Literat befand, konnte herbeigerufen werden.

Alles ward ernsthaft betrachtet. Junker Sonnenschein aber machte sich seine Rolle zu nutze; er starre Lorhens reizendes Gesicht mit glühenden Schwärmerblicken an und Lorchen wechselte unruhig die Farbe, was dem Junker eine unsägliche Freude verursachte.

Man riech auf Othello und suchte nach der passenden Situation, da schmetterte Junker Sonnenschein mit seiner klugvollen, hellen Tenorstimme: „Und der Slave sprach: Ich heiße Mahomed, ich bin aus Yemen, und mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben.“

„Ach verzeihen Sie,“ rief der Literat, „das heißt uns absichtlich mystifizieren! Heine sagt: täglich ward er bleich und bleicher; davon merkt man bei Ihnen nichts.“

„So seien Sie doch nicht undankbar, Herr Doctor! Frau von Tachstetten wollte zu Ihrer aller Erbauung extra einen dunklen Asra haben. Da habe ich mich geöffnet; und um Ihrem Spürsinn auf die richtige Fährte zu helfen, brachte ich Ihnen das musikalische Leitmotiv!“

Darüber war eine gewisse Unordnung zwischen den Parteien eingetreten. Frau von Tachstetten rief sehr vergnügt: „Das ist ja alles gleichgültig! Wichtig ist Ihr Tenor. Der fehlt uns gerade. Wir studiren Quartette und tranken an einem höchst sporadisch sich einfindenden und dann noch schwächeren Tenor. Ihre Stimme ist ausgezeichnet. Aber sind Sie auch singwillig?“

„Gnädigste Baronin, ich bin zu allem zu haben, das ist bewiesen. Jetzt darf ich mich wohl weiß waschen?“

So hatte sich Junker Sonnenschein in Tachstetten eingeführt, wo er sich nun täglich einwand und häufig den ganzen Tag zubrachte. Reineck war verödet. Auch Lorhens Besuche bei ihrer alten Freundin wurden eingeschränkt; wohl ohne ihr Zuthun, und doch nicht ganz ohne ihre Schuld. Seit Junker Sonnenscheins Anwesenheit hielt eine eigene Schüternheit das junge Mädchen davon ab, die Initiative zur Aufrechterhaltung des Verkehrs zu ergreifen.

Baron Hans, nie ohne eine gewisse Formlichkeit, immer innerlich schüchtern, äußerlich fühl, ritt selten hinüber als vordem und kam oft mit schwerem Herzen zurück. Es hatte sich etwas Ungreifbares verändert und er mochte sich selbst nicht gestehen, was anders geworden war.

Indessen waren die Apfelblüthen von den Bäumen gefallen und lagen braun und runzlig auf dem Boden, das Korn fing an in Aehren zu schießen, und in warmen Nächten sangen die Nachtigallen.

Richard hätte längst in Bonn sein sollen; er versprach aber sein Gewissen mit der Unwichtigkeit der Vorlesungen und damit, daß er doch in Reineck gewiß keine Schulden mache und allen Versuchungen aus dem Wege ginge.

Endlich hatte er den tugendhaften Entschluß gefaßt abzureisen, nur wollte er erst noch ein großes Frühlingsfest in Tachstetten mitfeiern. Illuminierter Park, bal champêtre, Kahnfahrten bei Fackelschein, dazu die landessüblichen Kähne mit Laubgewinden und bunten Draperien zu Fest-Gondeln umdecorirt, das war das oberflächliche Programm. Um dem Ganzen eine besondere Würze zu geben, sollten alle Theilnehmer kostümirt erscheinen, und zwar möglichst in irgend einer Tracht des vorigen Jahrhunderts.

Ist doch das große achtzehnte Jahrhundert so eigenhümlich beschaffen, daß uns seine Größe und Ernsthaftigkeit nur selten vor die Seele treten. Der tändelnde Scherz, die Leichtlebigkeit, der galante Humor, die festesfreudigkeit und verschwenderische Prunksucht, der launige Erfindungreichthum seiner Schnörkel und Arabesken-Welt, das ist's, was uns für das vorangegangene Säculum bezeichnend erscheint, und in diesem Sinne rauschender Lustigkeit und geistvollen Frohsinns war das Gartenfest in Tachstetten gedacht.

Junker Sonnenschein hatte in einer der alten Rüstkammern in Reineck eine wichtige Entdeckung gemacht. Er hatte unter allerlei verschloßnen Urväter-Hausräth ein vollständig erhaltenes Pariser Staatskleid aufgefunden, das ein Ur-Ur-Großvater sich zu den Krönungsfeierlichkeiten Ludwigs des XVI. hatte machen lassen, und wozu die Zeichnung von Boquet stammen sollte. Es waren ein dick mit Gold gestickter weißer Sammetrock, weiße Atlasweste und eben solches Beinkleid; sogar Schuhe mit großen Straßknallen und lange seidene Strümpfe

anden sich sorgfältig beigelegt. Es fiel Junker Sonnenschein gar nicht ein, erst den Bruder, dessen Erbeigenthum diese Herrlichkeiten waren, zu fragen, ob er sie sich zu nutze machen dürfe. Ein Nein' in solchen Fällen war noch nie vorgekommen und auch gar nicht zu denken.

Alles sah vortrefflich. Richard sagte kein Wort von seinem Fund, zog sich nur am Festabend mit besonderer Sorgfalt an, genau nach dem von Latour gemalten Portrait seines Vorfahren, das noch heute im Familien-Wohnzimmer hing. Es fand sich jedes Detail. Das Täbret, die Vorstedtnadel, die Spangen-Manschetten, das Klapp-Lorgnon mit Email bemalt, der Dreispitz und die Perrücke. Dieses Gehäuse auf sein junges Haupt zu stülpen, somit sich indeß Richard nicht entschließen, er beugte nur seine blonden Locken einer stänbenden Puderquaste.

Dix und fertig stand er vor dem Spiegel. Mit Hülfe der alten Haushälterin war es gelungen, das breite blaue Band, das ihm über die Schultern fiel und am Hinterkopf die Haarbeutel-Schleife nachahmen sollte, richtig zu befestigen. Er war zufrieden.

Den Dreispitz unter dem Arm, die emaillierte Doppel-Lorgnette in der rechten Hand wiegend, den kleinen Schnurrbart hoch hinauf gedreht, ein helles verwegenes Lächeln in den blauen Augen und um den feinen Mund, so trat Junker Sonnenschein in das Wohnzimmer. Sein Gang war vornehm lässig, fast schleppend in den hohen Hadschshuhen, das leise Geklirr des goldenen Degengehänges und des Breloques klang wie seines, rhythmisches Costaguetten-Accompagnement.

Fast schien es der Mutter, als trate ihr ein lebender Anachronismus entgegen. Es war ein echtes, mutwillig hochmütiges Kind aus einer anderen Welt, das ihr gegenüber stand; und als Richard, das Lorgnon an seiner Kette fallen lassend, sich über die Hand der Mutter beugte, einen ritterlichen Kuß darauf drückend, da stob eine Wolke Puder aus seinen Füßen und hüllte seine ganze kleine Figur in einen durchsichtigen Schimmer, daß es aussah, als sei das alte Postell aus seinem Rahmen getreten.

Die Mutter sah ihn mit bewundernden Augen und doch mit einer gewissen bestommnen Aengstlichkeit an. Gleich darauf trat Hans ein. Er hatte den sogenannten venezianischen Mantel umgethan, jenen Rettungsanker masteradenscher Männer, denen es vorkommt, als begäben sie sich auf den Weg in ein Narrenhaus, wenn sie sich verkleideten.

Sonderbarer Weise machte aber seine ganze Erscheinung ebenso vollkommen den Eindruck gewisser spanischer Portraits aus dem siebzehnten Jahrhundert, als die Richards dem achtzehnten anzugehören schien. Die übermäßig hohe, schlanke Gestalt in feierlichem Schwarz, der seine blonde Kopf, aus dem die großen, tiefliegenden Augen unter müden Lidern so ernsthaft hervorsahen, das stark vorspringende Profil, die leicht eingehuntenen Wangen, das einfach seitwärts gescheitelte Haar und der leicht zurückgebogene Schnurrbart, selbst ein gewisser Ausdruck von Abgespantheit in der ganzen vornehmen Haltung, alles ließ an Velasquez denken, an Velasquez in jenen wunderbaren Portraits vom Hof Philipp IV.

Kurzfristig blickend trat Hans auf Mutter und Bruder zu, blieb aber wie angewurzelt stehen und wurde aschfahl, als er Richard und sein Kostüm erkannte.

„Wie kommtst Du zu diesem Plunder?“ fragte er kurz und mit einer Art Widerwillen.

Richard begriff den Ton des Bruders nicht, wollte ihn aber weglaufen, wie er alles Unbequeme wegzulachen gewohnt war.

„Sitzt's etwa nicht?“ fragte er mit einer coquettischen Bewegung. „Ja, Du hast Schäze, Hans, von denen Du nicht einmal etwas ahnst!“

„Ich! Nichts ahnen! Ich hoffte, die seien im tiefsten Mader begraben! Verzeih mir, Rick, aber, mir ist's entzücklich, Dich in diesen Kleidern zu sehen. Und dazu noch diese schauerliche Aehnlichkeit! Ich bitte Dich, zieh Dich um.“

„Was fällt Dir ein, Hans! Solch einen Fund gemacht haben und ihn nicht benützen! Und woher soll ich jetzt ein anderes Kostüm nehmen?“ Und Junker Sonnenscheins selbstgesäßige Freude wandelte sich in Ärger über des Bruders Zumutung.

„Ich bitte Dich!“ wiederholte Hans.

„Dann bleib ich zu Hause!“ Trostig warf sich Richard in einen Lehnsstuhl,kreuzte die Beine und summte ärgerlich eine italienische Arie vor sich hin, während er, beide Ellbogen auf die Armlehnen seines Sessels gestützt, die leicht ausgepreizten Fingerspitzen seiner Hände im Takte gegen einander tippte.

Hans blickte so finster zu Junker Sonnenschein hinüber, wie es dieser noch nie erlebt, und sagte nur kurz:

„So komme!“

Richard, immer bereit wieder einzulenken, wenn er seinen Willen durchgesetzt hatte, ging auf den Alsteren zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und schmeichelte: „Hans, für diesmal lasst es gut sein! Ich könnte Dir heute den Willen nicht thun. Ein andermal frag ich Dich aber früher, ehe ich Deine Sachen plündere.“

„Als ob's darauf anläme! Nun, reden wir nicht weiter davon!“

Und zärtlich, ehrerbietig sich von der Mutter verabschiedend, ging Hans voraus. Kopfschüttelnd folgte Richard, der sich das sonderbare Wesen des Bruders nicht erklären konnte, aber, wie das so seine Gewohnheit war, mit einem Achselzucken abschüttelte, was er nicht zu andern vermochte.

Schnell flog der offene Wagen über die Straße hin durch die dunkle, duftende Mainacht, Tachstetten zu, das den beiden Reinecks heute entgegenglicherte, als hätte der Himmel dort alle seine Sterne auf einen Fleck ausgesät. Es war schwül, und schwere Wolken standen am Horizonte; von Zeit zu Zeit zuckte ein Wetterleuchten hinter dem Taunus auf, aber die Luft war unbeweglich, tot, das Wetter sehr fern. In Tachstetten befand sich das Bergnügen in vollem Zuge; rauschende Tanzmusik drang aus dem hell erleuchteten Schloßgarten, der, mit den verstüpten Buchenhecken, der zopfig decorirten Fontaine in seiner Mitte und den almodisch regelmäßigen Beeten, die wundervollsten Coulissen abgab für all das bunte Treiben. Die älteren Männer schienen zwar an der allgemeinen Heiterkeit nicht recht teilzunehmen. Ernst politische Verwicklungen ließen kommendes Unheil ahnen.

Die spanische Thron-Candidatur, die drohende Haltung Frankreichs und die militärische Leistungsfähigkeit Deutschlands gaben unerschöpflichen Stoff zu gründlichstem Meinungsaustausche. Die Jugend ließ sich dies nicht ansehen, sie genoß den Augenblick unbefüllt um die Zukunft.

In reizvollen, mit immer erneuter Grazie sich frisch verschlingenden Gruppen wogte die kostümirte Schar durcheinander, alle Typen des vergangenen Jahrhunderts in herausbeschworend, wie sie gerade in den verschiedenen Köpfen weiterlebten. Die Hausfrau hatte ein reich mit Spangen verziertes Bateau-Kostüm angelegt und walzte unter ihren Gäste auf das belebendste.

Lorhens trug das einfache Kleid, das man gewöhnlich mit dem Namen Charlotte Corday's in Verbindung bringt. In ihren Augen lag eine vorahnende Traurigkeit, in ihrer ganzen Persönlichkeit etwas, als müsse sie sich einem Schlag beugen, nicht ihm ausweichen.

Da die Brüder auf sie zukamen, um sie zu begrüßen, ließ sie, nachdem sie Richards „guten Abend“ flüchtig erwidert hatte, ihre Hand lange in der von Baron Hans ruhen; sie sah ihm dabei gerade und vertrauensvoll ins Gesicht, als sei er ihr eine Zuflucht. Aber Hans konnte sich über den Charakter dieses Blickes nicht täuschen, und er fühlte, wie eine hoffnungslose Traurigkeit sich ihm ins Herz schlich.

Später am Abend, da er auf Lorhens zutrat, um sich eine Quadrille zu erbitten, kam auch Richard herbei und fiel ihm ins Wort: „Nein, Hans, Du mußt Dich noch einmal opfern, Du bleibst ja doch im Lande, und ich muß fort! Nicht wahr, die Quadrille gehört mir, gnädiges Fräulein?“

Hans trat mit erzwungen freundlichem Lächeln zurück. Er kam sich plötzlich vor wie ein sehr alter Mann. Dem Tanz zuzuhören mochte er nicht, er kehrte dem Festplatz den Rücken und wendete sich den dunklen Parkwegen zu.

Auf eine Steinbank in eine ferne Allee flüchtete er sich; dorther schallte die Tanzmusik nur wie eintöniges Summen, durch das hin und wieder eine Art Aufjubeln brach. Den Kopf in die Hände gestützt, sah er trübe vor sich hin und ließ die Eindrücke der letzten Wochen an sich vorüber gleiten. Das Herz ward ihm schwer dabei. Er wußte, daß sein Lebensglück an ihm vorübergegangen war, daß es ihn nur mit dem Flügel gestreift hatte.

Die Musik war verstimmt und hatte von neuem begonnen. Die lange Allee herab kamen leichte, langsame Schritte; zwei Figuren zeichneten sich undeutlich ab auf dem dunklen Hintergrund der Buchenhecken. Sie waren ganz nahe herangesommen, ehe Hans sie bemerkte, und das Herz klopfte ihm im Halse, da er sie erkannte. Er wollte nicht lauschen, er wollte aufstehen, ihnen entgegehen, aber seine Glieder waren gelähmt und versagten ihm den Dienst.

Durch die Buchenwipfel brach ein voller Mondstrahl; er beleuchtete zwei glückliche Menschenkinder. Sie waren stehen geblieben und sahen sich in die Augen, und des Mädchens Augen blickten treu und fest, die des Jünglings froh und verlegen.

Und leise, ganz leise hörte es Hans durch ein großes Brauen, wie durch das Rauschen eines Wasser-

falles, hindurch: „Und hast Du mich denn wirklich lieb?“

Die Erwiderung hörte er nicht mehr; er schlug die Hände vor die Augen und fühlte doch, daß Richard sich die Antwort in einem langen Küß geholt hatte.

Und desselben Abends, als Lorchchen dem Freunde beide Hände zum Abschied entgegenstreckte und ihn fest anfaßt, da beugte er sich über die feinen weißen Händchen, küßte sie andächtig und sagte leise: „Seien Sie glücklich!“ Und sie ahnte nicht, daß sie ein braves Herz gebrochen hatte.

Die Brüder fuhren wieder durch den Wald. Von Eieberschauern geschüttelt, drückte sich Hans in die fernste Ecke. Richard saß aufrecht, den Rococo-Degen zwischen den Knieen aufgestellt, die Hände auf dem Griff gefaltet, barhäupt, ohne Mantel, mit leuchtenden Augen in die Finsterniß hinausstarrend. Er merkte es kaum, daß ihm der Wind pfeifend ins Gesicht fuhr und die Blitze grell aufleuchtend ein Gespenst der umgebenden Landschaft aus dem Dunkel herzauberten. Und vor Hans' Seele stieg ein anderes Gespenst herauf, das Gespenst eines bezaubernden, pflichtvergessenen, untergegangenen Vorfahren. — Vor nun bald hundert Jahren war aus dem alten Herrenhaus dort oben ein fröhlicher, sonnigemuthiger Reined in die Fremde hinausgezogen und war nach Paris hinübergeschwärmt und nach dem festlich lauten Versailles.

Und über dem Rauschen der Wasser von Versailles hatte er das Lied seiner heimischen Wälder vergessen, und in der brousenden Festesfreude, im Witzgesichte mit Frankreichs schönsten Frauen war die Erinnerung an die ferne treue Braut verlöscht. Und als die Hochsluth der Revolution über das Land hereingebrochen, hatten ihn Sirenen festgesungen und hielten ihn gebannt. Er konnte sich aus seinem Leben nicht lösen. Kein Ruf aus der Heimat, kein Befehl eines Vorgesetzten drang mehr bis zu ihm. Einer Freiheitsverfürderin blindlings folgend, vom Freiheitstaumel erfaßt, im National-Convent ein hitziger Verfechter, auf der Guillotine ein lächelndes Opfer des neuen Evangeliums, — das war die traurige Geschichte jenes lebenslustigen deutschen Edelmannes, der so fröhlich ausgezogen war zu so fröhlem Tod.

Auf welchen Umlegen später das schöne Pastell-Portrait dieses Reined, sowie verschiedenes Andere seiner Habe in sein Vaterhaus gelangte, wußte niemand mehr genau. Aber Hans erinnerte sich, noch in seiner frühesten Kindheit einen gebrechlichen, uralten Diener gekannt zu haben, dessen Erzählungen aus der Revolutions-Zeit er mit angehaltenem Atem lauschte, und der den verschollenen begleitet hatte. Und alles, was Hans von dem berüchteten Zauber und sträflichen Leichthum dieses Vorfahren hatte singen und sagen gehört, fiel ihm schwer auf die Seele. Ein unheimliches Grauen beßlich ihn; es verzehnfachte den nervösen Abscheu, den ihm die Bekleidung Richards vom ersten Augenblick an eingesloßt gehabt. Die Ahnlichkeit in der Erscheinung des treulosen, unglücklichen Ahnen und des Enkels, des heißgeliebten Bruders, ward ihm zur quälendsten Pein.

Der Kutscher peitschte auf die Pferde los, der Wagen flog über die Feldwege dahin, und da daß Schloß erreicht war, prasselte der erste brausende Gewitterregen nieder.

Richard hatte von Tachstetten Abschied genommen und Reined verlassen, ohne dem Bruder oder der Mutter irgend eine weitere Mittheilung über sein Verhältnis zu Dolores zu machen.

In der Wetterau wollte das alte fröhliche Leben nicht wieder austlühen; es lag gewitterschwül über Deutschland, und nirgends konnte eine richtige Heiterkeit aufkommen.

Da brach die Kriegserklärung des Jahres 1870 herein, die schlimmsten Ahnungen zur Gewißheit machend.

Richard schrieb von Bonn, er habe sich als freiwilliger gemeldet, werde den X-Husaren zugetheilt und komme noch auf einen Tag heim, um sich von seinen Lieben zu verabschieden.

Hans wußte, daß es für seine Person eine Unmöglichkeit wäre, seine Annahme im Heere durchzusehen; zu Hause zu bleiben erschien ihm aber ebenso unmöglich; seine geringen Kräfte müßten genügen zu dem aufreibendsten, schwiersten Dienst, den man je von schwachen Kräften fordert, — zur Pflege der Verwundeten. Es war dies auch eine Art, sich selbst zu entfliehen.

Richard, dem die Husaren-Uniform den Zweck einer äußerst kleidamen Masterade zu bilden schien, fuhr im Schloßhof ein, das Robert Kleinick'sche Liedchen vom Sonnenschein auf den Lippen.

Er pfiff es ganz laut, und man meinte die Worte zu verstehen:

„Hast doch so lang die Welt erblickt

Und weißt, daß sich's für mich nicht schätzt“ —
so leb und mutwillig sang's in die Welt.

Säbelrasselnd stürmte er die Treppe hinauf, umarmte die Mutter, schüttelte dem Bruder die Hände und sprach von dem bevorstehenden Feldzug, als wäre er einzige dazu da, den Studenten Gelegenheit zu geben, eine fidèle, abenteuerliche Ferienreise vor Ablauf des Semesters anzutreten.

Hans theilte ihm seine Absicht mit, den Feldzug unter dem rothen Kreuze mitzumachen.

„Das sieht Dir wieder einmal ähnlich, mein Alter,“ rief Richard, „wenn sie mir ein Bein abschiesen, willst Du da sein, um alles wieder in Ordnung zu bringen!“ Dann ernster werdend: „Muthebst Du Dir auch nicht zu viel zu, Hans? Du siehst verteufelt schlecht aus. Die Unterhaltung wird für Dich mäßig sein; am Ende überburdet Du Deine Kräfte und bleibst selbst liegen.“

„Nid, vom Unterhaltungs-Standpunkte aus kann ich die Sache überhaupt nicht aussäßen, — Gott hab' uns alle in seiner Hüt! Aber daheim zu bleiben vermag ich nicht. Arme Mutter!“

„Ich sehe es schon, Ihr würdet am liebsten alle miteinander mitgehen wollen, bloß weil Euer Schoßkind ein paar Augeln pfeifen hören wird!“ meinte Junker Sonnenschein lustig.

Nach langerem Hin- und Widerreden fragte er plötzlich: „Hans, willst Du mich heute Nachmittag nach Tachstetten fahren?“

„Reitest Du nicht lieber allein?“

„Nein, nein, komm' mit! Ich bitte Dich.“

Und lachend und ischerzend machte Junker Sonnenschein auch in Tachstetten seine Witze über den kommenden Feldzug.

Lorchchen war todtenblaß geworden, als sie ihn in der Uniform hatte eintreten sehen; sie hatte kurz darauf den Salon verlassen, um ihre eigene Wohnstube aufzusuchen. Richard erbat für sich und seinen Bruder die Erlaubniß, sich von ihr verabschieden zu dürfen, — und die beiden wurden in ihr kleines Heiligtum geführt.

Es war ein niederes, wohlliches Stübchen des Obergeschosses, mit freundlichen, kleinscheibigen Fenstern voll Blumen, die, wohl gepflegt, üppig zu gedeihen schienen. An den Wänden zeigte sich allerlei Erinnerungskram, alles so ordentlich und gut gehalten, daß der Eindruck freundlicher, wohlthuender Ruhe den Eintretenden überlasm.

Richards toller Mutwillen schien unwillkürlich einer anderen Stimmung zu weichen; er sah ergriffen aus, wie er auf Lorchchen zutrat und stumm ihre Hand faßte.

Sie zitterte heftig und konnte auch nicht sprechen. Hans war ans Fenster getreten, sah in die weite Au hinaus und wünschte sich fort, — weit, weit fort. Junker Sonnenschein faßte sich schnell.

„Wir kommen um Abschied zu nehmen,“ sagte er mit erzwungener Heiterkeit. „Hoffentlich ist's nicht für lang. Ein Spazierritt nach Frankreich hinüber, und dann bringen wir den Frieden wieder heim — .“

Lorchchen kämpfte tapfer die Thränen nieder, die ihr in die großen dunklen Augen steigen wollten. „Gott behüte Sie,“ sagte sie ganz leise, aber es lag wie ein andächtig frommes Gebet in diesen Worten. Und somit hatten sie sich ja nichts mehr zu sagen, oder vielmehr, gerade jetzt konnten sie sich nichts mehr sagen.

Hans trat endlich auch heran und hielt Lorchens Hand zum Abschied. Er hatte noch etwas auf dem Herzen. „Fräulein Lorchchen,“ sagte er einfach, „wenn wir beide weg sind — —“

„Sie gehen auch?“ rief sie überrascht.

„Nur als Lazarushospitier; aber abwesend bin ich doch, und drüben bleibt die arme Mutter ganz verlassen zurück. — Liebes gnädiges Fräulein, wollen Sie recht oft hinübergehen und thun, was Sie nur können, zu Ihrem Troste?“

Sie antwortete nicht, weil heftiges Schluchzen ihre Stimme erstickte. Leise fuhr er mit der Hand über ihren Scheitel und sprach ihr zu, wie man ein Kind tröstet. Sie schmiegte sich an ihn, als sei seine Brust die eines älteren Bruders, und er vergaß das eigene Weh über ihren Schmerz.

Dann kam der schreckliche letzte Abend zu Hause, — der Abend, an dem Hans noch die kleinste, letzten Anordnungen gewissenhaft zu besorgen trachtete, und an dem Nid der schmerzenstarren Mutter gegenüber saß und mit Scherzen die arme Frau über ihre Trauer hinwegzutäuschen suchte, bis sie schluchzend zusammenbrach. — Dann kniete er ihr zu Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küßn und sand alle kindischen Schmeichelnamen wieder, die er je für sie gehabt, — aber trösten konnte er nicht — und beruhigen nicht besser. Er dachte an seine Pflicht, — er glaubte an keine Fügung.

Lange nachdem Junker Sonnenschein sein Lager aufgesucht, saß Hans noch im ernsten Gespräch neben der

armen Frau und versuchte, ihr zuzusprechen, um ihren gebrochenen Mut zu heben. Es mußte ja sein.

Sie waren fort. Schlag auf Schlag kamen die Nachrichten von den ersten Schlachten, und in schneller Aufeinanderfolge hörte man von Sieg auf Sieg.

Junker Sonnenschein schrieb mitunter possirliche Briefe, in denen er alle komischen Zwischenfälle seines Bivouac-Lebens in humoristischer Weise schilderte; danach zu schließen, hätte der Feldzug ein amüsantes Unternehmen zur Belustigung junger Offiziere sein müssen.

Hans schrieb mit jeder Feldpost. Er berichtete, wie tapfer Junker Sonnenschein den fremden Angeln gegenüberstanden, wie er bei Reichshofen in eine Batterie hineingestürmt sei und bei Gravelotte eine Fahne genommen habe, und wie man den neuernannten Lieutenant allenthalben lieb hätte, verwöhnt und auszeichnete, sodaß er sogar manchen tollen Streich machen dürfte, für den ein anderer hart zurechtgewiesen worden wäre. Ihm ginge eben alles durch.

Im August wurde Richard zum Stabe eines der hervorragendsten Generäle zur Nordarmee commandirt, während Hans in der alten Stellung verblieb.

Es folgte für den älteren Bruder eine Zeit grenzenloser Angst und quälender Sorge, die er nur in der aufreibenden Thätigkeit seines Pflegers einigermaßen zu vergessen im stande war. Nach jedem Gefechte, nach jedem Zusammenstoße durchschaute er die Verlustlisten mit klopsendem Herzen.

Der Tag von Sedan kam; die Verlustlisten waren endlos lang. Bei einer flackernden Oellampe, deren ungünstiges, trübes Licht ihm das Sehen kaum möglich machte, saß Baron Reined und suchte die vor seinen Augen tanzenden Buchstaben festzuhalten. Neben ihm stöhnte ein Schwerverwundeter, dessen Nothverband er soeben an Stelle des anwesenden Arztes gemacht hatte.

Gott sei Dank, nicht unter den Toten, — — nicht unter den Verwundeten stand der Name; — — aber da, — schrecklich für Hans, der seit Wochen auf den Schlachtfeldern zu Hause war, da unter den Vermissten las er: „Baron Richard Reined, Secondlieutenant im X-Husarenregiment.“

Hans sah alles rot; der kalte Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Er mußte fort, selbst suchen, selbst finden, — kein anderer würde thun, was geschehen müsse!

Aber, an die Disciplin seiner Thätigkeit gewöhnt, wollte er sein Lazareth nicht verlassen, ehe er nicht für sich selbst einen Erholung gefunden. Aerzte aufsuchen, die zweidienlichsten Anordnungen treffen, Urlaub einholen, und, die größte Schwierigkeit, schnelle Transport-Mittel aufstreiben, das alles erforderte Zeit und stellte Hans Geduld und Pflichtgefühl auf eine grausame Probe.

Der helle Septembermorgen hatte längst seine Nebelschleier fallen lassen, die in der Sonne wie Diamantletten glitzernden Mariensäden zogen sich von Ort zu Ort und flatterten im Wind, als Reined, von seinem alten Diener gefolgt, querfeldein in die Richtung ritt, wo der Stab, dem Richard angehörte, gewesen sein mußte.

Sein Ritt, der ihm endlos lang schien, ließ in seinem Gedächtnisse nichts zurück, als die Erinnerung an sich beständig ablösende, wechselnde und immer wiederkehrende, grauige Vorstellungen von Unglücks möglichkeiten.

Wie er endlich ins Lager gekommen und zu der Heeresabtheilung gestoßen, die er suchte, hat er sich nochmals nicht klar machen können. Was er im Lager erlebte, hat er nie sagen mögen. Kalte, ausweichende Antworten, halbe Mittheilungen, schonendes Mitleid für ihn, kaum verhehlte Verachtung für den Gesuchten, etwas Unfaßbares, fast zu Boden Drückendes trat ihm überall entgegen. Das eine stand fest: Am Tage vor der Schlacht war Richard mit wichtigen Befehlen an einen in ziemlicher Entfernung stationirten Commandeur geschickt worden. Seinen Auftrag hatte er ausgeführt, war aber am Abend nicht heimgekehrt; Sedan war ohne ihn geschlagen worden, und seither hatte man ihn nicht gesehen.

Auf weitere Fragen blieb die Antwort ein stummes Achselzucken, nur schienen alle für Hans das tiefste Bedauern zu fühlen.

„Begreifen Sie denn nicht, daß der Aermste verunglückt sein muß! Es ist ja unmöglich, daß er freiwillig fortgeblieben wäre. Haben Sie nicht selbst gesehen, wie er sich schlägt?“ rief Hans.

Alles schwieg düster. Der Bruder empfand einen unerreichbaren Hintergedanken, etwas, gegen das sich sein ganzes Sein sträubte, und dem er machtlos gegenüberstand. Die öffentliche Meinung eines Kreises Ehrenmänner hatte ihr Urtheil gefällt, den Stab gebrochen.

Endlich am späten Abend fand Hans an einem Bivouac-Feuer den alten Rittmeister, dem Richard zuerst zugetheilt worden war, und der sich des sonnigen Tempaments und der Tollkühnheit seines neuen Nekruten so vaterlich gefreut hatte. Nun würde er die Wahrheit, die

ganze Wahrheit hören. Nur sonderbar! — Er, der sie überall gefordert, wie sein Recht, fürchtete sie jetzt wie eine Verurtheilung.

Und der Rittmeister machte ihm kein Hehl aus der elenden Geschichte. Tief bekümmert erzählte er:

„Wie leicht sich Ihr Herr Bruder von jedem hübschen Gesicht den tollen Kopf hat verdrehen lassen, das wissen Sie so gut wie ich, Herr Baron. Es hat ja auch an sich weiter nichts so Durchbares auf sich. In Bonn hatte er sich gleich im ersten Semester in eine dumme Geschichte eingelassen mit einer Frau, die ihn ganz beherrschte. Es war eine Französin, — viel Gutes konnte man ihr nicht nachsagen, glaube ich. — Sie machte verzweifelte Anstrengungen, sich von einem unbedeuenden Gatten scheiden zu lassen. Ihr Herr Bruder aber stand ganz unter ihrem Zauber. Nach den Osterferien damals, die er ja so ungebührlich in die Länge gezogen, kam er sehr abgeführt zurück. Er scheint Versuche gemacht zu haben, sich aus dem Verhältnisse zu lösen. Es hat heftige Scenen gegeben, Drohungen ihrerseits, Rücksicht und Schwäche seinerseits und schließlich doch den unvermeidlichen Bruch. Sie hat Bonn verlassen und sich auf ihre französischen Güter begeben, die hier in der Nähe liegen. Daß Ihr Herr Bruder vor seinem Ausritt eine Epistel von dieser Dame bekommen, darüber existirt kein Zweifel mehr, auch darüber nicht, daß er zu ihr geritten ist und sie ihn festgehalten hat. — Und so hat er als deutscher Soldat und Offizier den großen Ehrentag verjährt, an dem seine Kameraden für das Vaterland siegreich in den Tod gingen. — Mein armer Herr von Reineck, Ihr Herr Bruder ist nicht zu entschuldigen, aber es thut mir leid, bitter leid um ihn!“

Als Hans nach den verzweifeltesten Versuchen, den Bruder zu finden, in den ersten Tagen des nächsten Jahres in Reineck eintraf, war sein Haar ergraut, die schlanke Gestalt gebogen, seine Züge erschienen verfallen. Er sprach fast gar nicht mehr, nur mit seiner Mutter von Zeit zu Zeit, und dann erzählte er ihr immer von neuem von Reichshofen und Gravelotte und von Junger Sonnenchein's tollem Muthe.

Vorchen unter die Augen zu treten, vermied er, solang es anging; von Richard hat er mit ihr nie gesprochen. —

Es war manches Jahr gekommen und gegangen, Junger Sonnenchein blieb vermisst; es wurde, und wohl mit Recht, geglaubt, daß der zum Bewußtsein seiner That Gelangte, sich selbst den Tod gegeben hätte. — Vorchen ist bis heute unverheirathet. Manchmal, bisher leider immer vergebllich, stieg in dem Herzen der schwergeprüften Mutter ein schwacher Hoffnungsschimmer auf, als könnten die zwei gebrochenen Menschen, Hans und Vorchen, sich noch einmal zusammenfinden und sich gegenseitig das Leben tragen helfen, das ihnen einzeln zu schwer wird.

Es ist der letzte Wunsch eines Herzens, das für sich auf Erden längst nichts mehr hofft.

Nachdruck verboten.

Jeannetons Heirath.

Humoreske von L. Büchner.

An sollte es beinahe nicht für möglich halten, daß die hübsche, kleine, runde Jeanneton Duatel wirklich die Tochter ihrer Mutter ist, dieser alten, runzligen, gelben Hexe mit dem Raubvogel-Gesicht. Alles, was an Jeanne rosig ist, frisch und weich, ist an Mutter Duatel scharf, vertröstet, garstig. — Und die arme Jeanneton hat schlimme Tage bei ihrer geizigen Mutter, die für nichts mehr Sinn hat als für die Bipselmützen des seligen Duatel, von denen sie eine nach der anderen vollgestopft hat mit harten Hünfranten-Stücken.

Und dazu gehört eine eklessliche Menge, mußt Ihr wissen, denn der selige Duatel hatte einen dicken Kopf, und seine Bipselmützen waren von der dümmsten Sorte, — von denen, die sich ziehen lassen wie ein Saal.

Das war nun schlimm für die arme kleine Jeanneton. Alle hübschen, neuen Sonntagskleider und Bruststücke, alle ausgechnittenen Schuhchen und weißen Schürzchen, — ja, das alles stießt in Papa Duatel's Bipselmützen, aber es kam nicht heraus. Wenn die anderen Mädchen sich putzten, mußte sie in einem alten Hähnchen herumlaufen, und wenn sie sich bei ihrer Mutter belligte, dann hieß es: „Schäm Dich, an eiteln Staat zu denken; denk', daß Du 'was sparst für Dein Alter. Loh die anderen den Kram auf sich hängen, — Du kannst's im Bewußtsein haben.“

Ach, das Bewußtsein war ja ganz schön für alte Leute, aber Jeanneton hätte viel lieber ein hübsches, neues Sonntagskleid gehabt, in dem sie Prosper Verlain sicher noch viel besser gefallen hätte.

Er sagte zwar, daß sie ihm im schwersten Seldenskleid ganz unmöglich besser gefallen könne, und zum Beweis dessen führte er sie ein Dutzendmal hintereinander; — aber schöner ist doch nun einmal schöner.

Ja, mit Prosper, das war auch eine schlimme Geschichte. Er war der Nachbarjohann, ein netter, schlanker Bursche, an dem nichts auszusehen war, als daß seine Mutter nicht so viel Bipselmützen mit Hünfranten-Stücken in ihrer Bettstelle versteckt hatte, als Mutter Duatel; aber das war schon gerade genug. Und dazu kam nun auch noch die Begegnung mit den Hühnern. Ihre Hühner nämlich, das waren die Geschöpfe, die den von den Bipselmützen noch übrig geblieben Raum in Mutter Duatel's Herz und Sinn vollständig ausfüllten. Besonders drei große prachtvolle Hennen, ganz gelb, mit schwarzen Schäpfen, wurden von ihr glühend geliebt. Wenn es sich darum gehandelt hätte, ob sie Na-na, Bon-bon und Da-da, — oder ob sie ihre Jeanneton hergeben sollte, es hätte gewiß einen harten Kampf in Mutter Duatel's Herzen gegeben, und wer weiß, wer den Sieg davon getragen hätte! Und von diesen Prachtbögen, diesen ausgesuchten Lieblingen, — Hühnern, wie sie feiner und schöner im Paradies gewiß nicht gewesen wären, von diesen Hühnern hatte Prospecters Mutter behauptet, daß sie nicht echt seien, — dumme Thiere, gerade gut genug, um Staat damit zu machen, — zu sonst nichts, — nicht 'mal um ein ordentliches Ei zu legen.

Daher daraus eine tödliche Feindschaft entspinnen mußte, ist doch sonnenklar. Und da man neben einander wohnte, slogen bald die freundlichsten Koseworte über den Baum herüber und hinüber, und Mutter Duatel ging schon am Sonntag in der Messe nicht mehr in die Bank, in der Frau Verlain saß.



Pauline Ulrich.

Nach einer Photographie von W. Hößert, Hof-Photograph, Dresden.
Siehe Seite 183.

Ja, es war schon so weit gekommen, daß sie bei einem Taufschmaus weggegangen war, weil Frau Verlain den Ehrenplatz erhalten hatte. Das konnte man doch nur ihr zur Chicane gehabt haben, meinte sie.

Indessen, je feindlicher die Mütter gegen einander wüthen, desto mehr freunden sich die Kinder an. Prospecters Mutter allerdings hatte nichts gegen diese Freundschaft. Sie hatte die hübsche, fröhliche Jeanneton von je gern gehabt, um so mehr, da sie sich immer eine Tochter gewünscht hatte, und die Vater Duatel'schen Bipselmützen waren eine angenehme Mitgabe für eine zukünftige Frau Verlain. Aber desto mehr tobe Mutter Duatel. Sie wollte nichts wissen von dem Leichtfuß, dem Habenichts, dem Mutterjähnchen, — gar nichts wollte sie von ihm wissen; und er sollte sich Jeanneton nur aus dem Kopfe schlagen. Für ihn hat sie sie gewiß nicht aufgezogen, mit tausend Angsten; und wenn er etwa auf ihre Mützigkeit spekulirt, — nichts, nichts hat sie, — und was da ist, das gehört ihr, der Mutter Duatel, und davon giebt sie nicht einen rothen Knopf heraus!

Auch heute Morgen hat sie wieder so getobt, und so ist natürlich Jeanneton nachher durch eine Baumstufe in den Nachbargarten geflossen und sitzt nun an einem sicheren Platzchen, eng umschlossen von Prospecters Armen, der nach Kräften bemüht ist, sie zu trösten.

Doch der Erfolg ist gering. Immer heftiger strömen Jeannetons Thränen, und endlich schluchzt sie ihren tiefsten Kummer heraus: „Ja, und ich soll den Bader Maréol nun ganz bestimmt heirathen, — o, — den alten, häßlichen Glasstopf. — Er will keine Mützigst, sagt er, ach, — und Mutter sagt, er ist eine gute Partie, — und ich soll mich freuen, — und sie würde es jetzt in Ordnung bringen. Und ich soll mir nur die Gedanken an Dich vergessen lassen, — ja, das soll ich, — sagt sie. — Aber ich thu es nicht, — nein, — nun gerade nicht, — und ich soll nicht in eine Familie kommen, die nichts versteht, — sagt Mutter, — gar nichts versteht von Hü-Hü-Hühnern!“ Und nun ein erneuter Thränenstrom. — Prosper ist ganz blaß geworden. Dann macht er sein entschlossenstes Gesicht: „Weine bloß nicht, — Liebchen, — a, diesen Maréol, den alten, reichen Geizfragen! — Ja, der könnte Deiner Mutter posaunen! — Na, sei nur still, ich leid's nicht; heut' noch red' ich mit ihr, und wenn sie Flausen macht, soll sie Prosper Verlain kennen lernen!“

„Ach nein, nur heute nicht,“ fleht die kleine Jeanneton, „nur heut' nicht! — Siehst Du, Mutter ist so schlecht gelaunt heut', — die Na-na will absolut nicht brüten, — sie läuft

immer vom Nest weg, — und da ist Mutter so böse, — so böse.“ — „Wegen der dummen Bichcher einen Tag in der Angst bleiben!“ murrt Prosper trostig. „Na, und wenn's morgen und übermorgen Madame Na-na noch nicht paßt, wie dann? Daß Deine Mutter hingehi, und mit dem Maréol alles ausmacht, he? Nein, schlupf' Du nur ruhig nach Haus, und nach Dir kein Kopfzerbrechen; ich red' grad' noch mit meiner Mutter, und dann komme ich!“

Bei Mutter Duatel ist während dessen die Laune noch nicht besser geworden. Na-na ist fort, hat Nest und Eier im Stich gelassen und sich irgendwo verkrochen. Mutter Duatel's Haube ist ganz schief, und sie hat sich ihren Rock zerrissen beim Suchen; und deshalb ist's ein schlimmer Augenblick für Prosper Verlain, als er nun vor ihr steht, in der mit Heiligenbildern geschmückten Stube.

„Du, Prosper Verlain,“ sagt sie tüchtig und ihre Augen funkeln ihn böse an, „was willst Du hier? Schick Dich Deine Mutter, um mir Complimente zu machen?“

„Ah, laß doch die dumme Geschichte, Frau Duatel,“ murmet Prosper verlegen, „s' ist ja nicht der Mühe wert, daß eine gescheide Frau, wie Ihr, sich ärgert um solche Kleinigkeit!“

„Kleinigkeit, Kleinigkeit,“ kreischt die Duatel wütend, „was weiß der Junge, was mir 'ne Kleinigkeit ist! — Aber einerlei, was willst Du bei mir?“

„Nichts für ungut,“ stottert Prosper und wird puterroth, „ich, — ich wollte, — ich meinte, ich dachte —!“

„Na, komm nur zu Dir,“ höhnt die Duatel, „was meinteest Du, was dachtest Du?“

„S' ist wegen der Jeanneton —.“

„Haha!“ kreischt Mutter Duatel in höchster Wuth, „dach' ich's doch! Wegen der Jeanneton! — Das könnte Euch Lumpenvolk passen! — Meine Jeanneton und ihre Franken, ihre schönen, silbernen, gelt? — Aber nix da! Ich werd' Euch den Mund sauber halten, Dir und Deiner Mutter!“

„Was habt Ihr denn nur gegen uns, Mutter Duatel,“ begütigt Prosper, wenn ihm auch schon die Bornaden schwülst. „Wir waren doch sonst gute Freunde, und wegen der dummen Hühner —!“

„Dumme Hühner, — he, dumme Hühner!“ — die Stimme schnappt der Duatel über, und sie kreischt nur noch in den höchsten Fisselköpfen. „Ich will Dir die dummen Hühner eintränken! — Was hat Deine Mutter gesagt, he? Entenbeine hätten sie, meine feinen Hühner, und sie würden wohl noch Enten ausbrüten! — Einsalzen will ich ihr's, — ihr und Dir! — Hinaus aus meinem Haus, — und wieder kommen magst Du, wenn meine Hühner Enten ausgebrütet haben! — Dann sollst Du die Jeanneton haben! — Und daß Du's weißt, im Herbst heirathet sie den Maréol!“

Ach Mutter Duatel, wenn Du in diesem Augenblide Prosper Verlains Gesicht hättest sehen können, und wenn Du eine halbe Stunde später Prosper Verlain und Deine Jeanneton unter dem Friedenbusch hättest belauft können, — wer weiß, ob Du Deiner Na-na so eifrig zugeredet hättest, ein gutes, kleines bravtes Hühnchen zu sein. „Sieh nur die hübschen, großen, weißen Eierchen! Will mein bravtes, gutes Putzhühnchen sich nicht auf die hübschen, weißen Eierchen setzen, damit nachher die lieben, kleinen da! — da! — da! Küchelchen herauschlüpfen? Komm her, mein Thieren, mein Seelchen, mein Schopfhühnchen!“

Und wirklich, „mein Seelchen“ hat ein Einsehen. — Noch ein paarmal spaziert die Na-na mißtrauisch um das Nest herum und betrachtet mit einer nachdenklichen Kopfwendung die zehn Eier, die darin liegen, dann entschließt sie sich. Langsam steigt sie auf das Nest, langsam läßt sie sich nieder und dann schaut sie ihre Herrin an, als wollte sie sagen: „Du hast's so gewollt, — meinverweg, aber auf Deine Verantwortung!“

Die nächsten vierzehn Tage vergehen verblüffend ruhig bei Mutter Duatel. Es ist ihr zwar ein großer Ärger, daß Du — da und Bon — bon gar keine Anstalten zum Brüten machen; alles Zureden, das schönste, weichste Nest im dunkelsten Ecken versingt nicht bei ihnen. Aber die Na — na thut ja ihre Schuldigkeit.

Wohl zwanzigmal des Tages läuft Mutter Duatel zu dem Huhn, das aufgeplustert, unbeweglich auf dem Nest sitzt und seine Pflicht erfüllt. Halb und halb vergisst sie sogar darüber ihren Ärger wegen des von ihr ausgesuchten Schwiegersohnes. Der Maréol ist gar nicht abgeneigt, Jeanneton zu heirathen, — „die hübsche kleine Hexe“, aber ohne Mützigst will er sie nun doch nicht nehmen. „So eine junge Frau hat Ansprüche, Mutter Duatel,“ sagt er, „und unter viertausend Franken ihm ich's nicht, — keinen Sou weniger!“

„Viertausend Franken? Better, Du bist nicht recht bei Trost!“ schreit die Duatel entsetzt, — „wo soll ich denn viertausend Franken hernehmen?“

Er streicht lachend über seinen schon stark ergraute Kniebälkchen und giebt ihr einen freundlichen Puff in die Seite.

„Hernehmen? — Na, ich weiß doch nicht, wo Du Deine Franken versteckt hast!“

„Viertausend Franken,“ sagt sie jammert. Und dann grob: „Für viertausend Franken findet die Jeanneton einen jungen Freier, keinen alten Kerl wie Du!“ Maréol lacht. „Und mein schönes Anwesen rechnest Du für nichts, alte Nach-eule? . . .“

Mit diesem zärtlichen Abschiede geht er von dannen, nicht ohne ihr nochmals aus der Entfernung läufig zuzunicken. „Viertausend Franken“ bedeutet dies Kopfnicken.

Mutter Duatel überlegt. Wäre es da nicht besser gewesen, Prosper Verlain zu nehmen? Er paßt doch besser zu Jeanneton; Jeanneton hat ihn gern, und mit zweitausend Franken wäre er gern zufrieden gewesen.

Aber die Hühner? — Nein, sie hat sich zu sehr geärgert. — Und dann läuft sie wieder in den Stall und schaut nach Na — na. — „Zehn Küchlein, wenn das Glück gut ist. — Benigstens acht! — Wenn es lauter Hühner wären! — Nun, wenn auch zwei, drei Hähne darunter sind, die mögen erst stolz und schön sein. — A bäh, ein Freier für Jeanneton findet sich doch, wenn's auch dieser freche Maréol nicht ist. — Alte Nach-eule nennt er mich! — Nun, es muß ja nicht gerade Maréol sein!“

Drei Wochen sitzt die Na — na jetzt auf den Eiern. Mutter



Zus den Pontinischen Hümpfen.
Nach dem Blatte von Pietro Barrucci. — Seite 183.

Duatel ist in einem Fieber der Erwartung. Heute müssen sie ausschlüpfen, ganz gewiß; heute, längstens morgen! — Und die Jeanneton geht auch im Hause herum, als erwarte sie Großes. Sie hat einen ganz rothen Kopf, die Hände zittern ihr, und sie guckt immerzu verstohlen ihre Mutter an. Doch Mutter Duatel's Kopf hat keine anderen Gedanken, als an ihre Küchlein. — Ein Tag vergeht und ein anderer. — In Ra — na's Nest röhrt sich nichts. Aus Prosper Berlain's Hof hört sie das Gluckchen einer Henne, die ihre Jungen lädt. Das ärgert sie noch mehr; das regt sie auf, macht sie ganz frant. — Aber sie tröstet sich wieder. Ein Prachtkörte von Hühnern muß das geben, — hahaha, — sie wird's den Berlain's zeigen! Wie die abstecken werden gegen die lumpigen Dinger da drüber! — Und wieder geht ein Tag vorbei. — Die Ra — na wird auch schon unruhig, hebt sich zuweilen in die Höhe und guckt ordentlich ärgerlich in das Nest. — Wieder ein Tag, wieder nichts!

An diesem Abende findet die Mutter Duatel erst spät Ruhe. Um zwölf Uhr schlüpft sie noch in den Stall um nach Ra — na zu schauen. Und so ist's schon heller lichter Tag, als sie am anderen Morgen erwacht. — Da steht Jeanneton vor der Stallthür, zitternd vor Erregung, und drinnen glücklich ungeduldig, ärgerlich die Rana: „Gluck, gluck, — mach doch auf, — wirkt Dich wundern, — da sind sie, — gluck, gluck, gluck.“

Mit einem Freudenschrei sieht Mutter Duatel die Thür auf, und heraus spaziert Ra — na in den hellen Sonnenschein, — eine tolle, glückliche Mutter, — mit gesträubten Haaren, mit hochgezogenem Fuß, — und hinter ihr — — — barnherziger Himmel! Mutter Duatel sieht einen hellen Schrei des Entzückens aus, — da sind Ra — na's Küchlein, eins — zwei — vier — sechs — zehn, — wohlgezählte zehn — gelbwollige, watschelnde, leise quäsende — — — Entenkinder!

Da ist auch schon Jeanneton neben der Mutter und fällt fast vor ihr auf die Knie.

„Ach Mutter, Mutterchen, — nur nicht böse sein! Siehst Du, Du sagtest doch, wenn Ra — na Enten ausbrütet, sollte Prosper mich nur holen, und da, — — — da haben wir ihr — — die Entencier untergelegt! — Und hier ist Prosper, — sieh nur, was er hat! — Und nun ist's doch so gekommen, wie Du sagtest, — ach, und wir haben solche Angst ausgestanden!“

Mutter Duatel ist sprachlos, wechsellos. Prosper setzt behutsam einen großen Korb auf den Boden und öffnet ihn, — und mit einem Schrei des Entzückens stürzt Mutter Duatel auf ihn zu. Da purzelt es heraus, eins nach dem andern, — zehn gelbe, süße, herzige Küchlein mit deutlich erkennbaren, wenn auch winzig kleinen Schäppchen, — und die Ra — na läuft ihre Entenkinder stehen, guckt und lädt und pustet Klümchen für die Kleinen auf.

„Nicht böse sein, Mutter Duatel!“ wiederholt auch der Prosper, — „und nichts für ungut, Duatel,“ sagt die Berlain, die im Thorwege steht. „Prachtküken sind's, das sag' ich selber, — und was man so im Zorn herausgepoltert hat, das wollen wir vergessen, he, Nachbarin?“

„Na meinetwegen!“ brummt Mutter Duatel. „Eigenlich sollt ich's nicht leiden, — aber meinetwegen, . . . Herrje! Jeanneton, erschöpft mich nicht, — Prosper, Du mußt mich alte Frau nicht so entsetzt durchschütteln!“ Und dann, sich bestimmd: „Aber das sag' ich Euch nur gleich, mehr als dreitausend Franken kriegt die Jeanneton nicht mit, — gluck, gluck, mein Putchen, komm her, — gluck, gluck, gluck . . . !“

Nachdruck verboten.

Indische Teppiche.

Von Julius Lessing.

Siehe die Abbildung auf Seite 177.

Ser orientalische Teppich gehört zum festen Bestand unserer modernen Hauseinrichtung. Wer jetzt die mächtigen Lager dieser herrlichen Waren sieht, die sich in Tausenden von großen und kleinen Magazinen in jeder hervorragenden Stadt Deutschlands ausbreiten, der kann sich schwer in die Zeit zurückdenken, wie ein persischer Teppich noch als eine Art von Rarität angesehen wurde. Und doch liegt diese Zeit für Berlin kaum fünfzig Jahre hinter uns. Damals stand man höchstens einzelne Stücke bei Malern, die in Paris gelebt und welche coloristisch anregende Tendenzen zum Schmude des Ateliers mitgebracht hatten. Auch Paris hatte diese Teppiche zuerst als exotische Prachtstücke behandelt. Es bedurfte der Ummwandlung des Geschmackes, der sich in den sechziger Jahren zu Gunsten der farbenprächtigen Renaissance vollzog, um auch den orientalischen Teppich wieder in unser Haus einzuführen. Von der Herkunft der Stücke wußte man damals noch so gut wie nichts. Sie hießen durch die Bont, Perier. Als besondere Gruppe kannte man die Smyrna-Teppiche, welche in eigenen Mustern und in wenigen Farben, gewöhnlich nur in Grün, Blau und Roth, bereits für europäischen Bedarf, auf Rechnung zumeist englischer Häuser in Kleinasien, hergestellt wurden. An diese Smyrna-Arbeit schloß sich alsdann in Muster und Technik das vortreffliche Schmiedeberger Fabrikat.

Deutschland hatte sich bis dahin mit den gewebten Teppichen begnügt, die bei echter Färbung nur eine beschränkte Zahl von Farben gestatteten, oder aber die reizreiche Farbenpracht durch ein Druckverfahren erlaubten, bei dem das Muster systematisch vergröbert und verfälscht wurde. Durch Smyrna und Schmiedeberg lernte man wieder den geknüpften Teppich schäzen. Auch hier wird die Kette auf einem Webbaum aufgespannt, und Schuhjäden werden durchgeführt, aber zwischen diese festen Jäden werden die Reihen von Wollbündeln gelegt, die einzeln eingeknotet werden, sodass die Jäden-Enden, rückauf stehend, die haartige Schicht bilden und den gewebten Untergrund völlig verdecken. Dies ist eine Combination von einsachter Webarbeit und von Handarbeit, die seit Jahrtausenden, wenn nicht seit Jahrtausenden, im Orient geübt wurde und auch von unserem erfindungsreichen Europa trotz aller Maschinenwunder nicht ersehen werden können.

Daher ist diese Arbeit ganz besonders für die Haus-Industrie geeignet; sie ist bei uns zur Hebung des Rothstandes vielfach durch Frauenvereine eingeführt worden und hat ihren segreichen Einzug in die funfzehn Familien unseres Bürgerstandes gehalten, wozu das Werk „Die Smyrna-Arbeit“, herausgegeben von Frieda Lipperheide, nicht wenig beigetragen hat.

Aber während dieser Bewegung in Europa ist der Orient nicht mühsig geblieben. Zu wenig energisch, um selbstständig voranzugehen, folgt er doch den Anstrengungen der europäischen Handlungshäuser, deren Agenten sich dafelbst seit niedergelassen haben und die Bestellungen Europas vermitteln.

Die colonial exhibition in London von 1886 hat hiervon schon mannigfache Beispiele gegeben, die Wiener Teppich-Ausstellung von 1891 zeigte bereits eine reiche Entwicklung, über die ich damals in dieser Zeitung berichtet habe, und seitdem ist diese weit-östliche Industrie immer weiter vorgeschritten; neben den englischen Häusern sind jetzt auch deutsche in den Centren orientalischer Teppichweber und schicken uns ihre Warenproben zu. Von einer jolten Factorei, der von Beylandt und Wenke in Agra, stammt unsere Abbildung.

Zunächst hatte sich der Kreis in Kleinasien um Smyrna herum sehr erweitert, wo eine sechzehnte Bevölkerung in den Dörfern fleißig arbeitet. Mit den Nomadenstämmen im Innern Kleinasiens ist nicht viel anzutun, sie arbeiten und verkaufen, aber nur nach ihren gewohnten Maßen, die für das europäische Haus zumeist nicht stimmen. Das Wichtigste war das Vordringen nach Persien hin, wo die Bevölkerung Geschmac und Geschick für diese Technik als altes Erbgut bewahrt.

Hat noch folgenreicher für die Fabrication im großen Stil wurde das Vordringen nach Indien.

An allen diesen Stellen braucht die Teppich-Industrie nicht neu eingeführt zu werden; man verstand das Material zu bearbeiten, und zwar ein Material, das dem Arbeiter zuwächst, sowohl die Baumwolle für die Kettenfäden, als die ausgezeichnete Wolle für die haarige Decke. Handgeschicklichkeit, sicherer Geschmac in der Farbenwahl ist vorhanden, und dazu kommt die unvergleichliche Genügsamkeit einer Bevölkerung, die in Bambusbütteln wohnt und sich mit einer Hand voll Reis nährt, sodass der Tagelohn an vielen Stellen 30 Pfennige nicht übersteigt.

Zunächst schlossen sich die europäischen Besteller, die wir kurzweg als Agenten bezeichnen wollen, an die heimische Industrie und die heimischen Muster an und veranlaßten die Weber, höchstens die Maße der Teppiche zu ändern. Was uns auf diese Weise zugeführt wurde, hatte also den primitiven Charakter völlig bewahrt. Die persischen Teppiche mit ihren fein vertheilten Mustern streng stilisierte Blüthen unterschieden sich stark von der größeren Smyrna-Ware mit den breit ausladenden Arabesten. Wiederum verschieden waren die Teppiche von Indien in sehr lebhaften Farben, etwas loser Knüpfung, bei guten, ziemlich einfachen Mustern. Für unseren Geschmac waren sie etwas zu bunt, besonders das scharfe Orangegelb neben Weiß und Schwarz. Auf der Londoner Weltausstellung von 1873 waren diese indischen Teppiche noch ethnographische Curiosa, aber keine für Europa brauchbare Ware.

In der darauf folgenden Periode fing man in Europa ernstlich an, sich für die älteren orientalischen Teppiche zu interessiren, man erkannte, wie weit sie den neuern an Schönheit der Farbe und des Musters überlegen seien. Waren sie doch an den Höhen prachtliebender, hochentwickelter Fürsten gearbeitet, während die neuern Stücke den armelosen Hütten und Zelten entstammten. Man fing an, den Orient nach der alten Ware zu durchsuchen; die Hungersnoth in Persien nach 1870 brachte alles Verkaufbare zum Vortheile, die Wiener Weltausstellung von 1873 war mit guter alter Ware reichlich versehen, die großen Pariser Magazine des Louvre und Bon Marché hatten Agenten im Orient, die alles aufstaften und die älteren Teppiche zu Tausenden nach Paris auf den Weltmarkt brachten. Noch ergiebiger, nach künstlerischer Seite, gestaltete sich das Durchsuchen der europäischen Kirchen und Paläste, wo sich die Prachtstücke wieder fanden, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in der Blüthezeit der persischen Kunst nach Europa gelommen waren.

Da sich Muster von gleicher Schönheit in der Kunst-Ueberlieferung des Orients nicht erhalten hatten, so traten nun die Agenten als Muster ein; sie gaben den asiatischen Webern diese alten Muster und veranlaßten sie, solche in möglichster Treue nachzuarbeiten. Da die Technik, das Roh-Material und auch die Farbstoffe in lebendiger Tradition nahezu dieselben geblieben waren, so gelang dieses Experiment überraschend gut.

Seitdem hat eine neue Periode der Teppichwirtschaft im Orient begonnen. An Stelle der volksthümlichen Tradition ist bewußte Nachahmung alter Muster getreten. In Persien selbst ist der Unterschied weniger fühlbar, weil hier das noch lebendige Neue dem Alten nahe verwandt ist. Ein gewaltiger Umschwung machte sich dagegen in Indien bemerkbar, das seit einigen Jahren auf dem besten Wege ist, den ersten Platz auf dem europäischen Markt zu erobern.

In Indien ist die Teppichwirtschaft verhältnismäßig jung. Während sie in Persien bis Jahrtausende vor Christus zurückgeht, ist sie in Indien nachweislich erst vor etwa dreihundert Jahren eingeführt. Der Indianer bedurstete in seinem warmen Klima des Teppichs nicht; für den Hindu gehört die sorgfältige Glättung des Fußbodens in den Häusern seiner festen Ansiedlungen sogar zur religiösen Pflicht. Der Teppich ist das eigentliche Product des Nomaden, der für sein Zelt einen transportablen Bodenbelag nicht entbehren kann; für den Mohammedaner gehört der Teppich als Bettewich zum Cult-Geräth.

Mit dem Islam kommt der Teppich nach Indien, zunächst aber auch nur in die nördlichen Provinzen Ain-i-Abbar, der zu Agra seinen glänzenden Hofstaat hieß, wird von gleichzeitigen Historikern als der indische Fürst bezeichnet, der um 1590 persische Teppichweber herbeiholte, um seine Paläste schmücken zu lassen. Um 1600 bestanden auch in Lahore große Wirkeien, von Persern betrieben oder doch geleitet. Es ist daher ganz selbsterklärend, daß die wenigen Teppiche, die uns aus alter Zeit in Indien erhalten sind, sich von den altpersischen nicht unterscheiden.

Wie sich diese höfische Arbeit allmälig in eine volksthümliche verwandelte, wie man an Stelle der importirten persischen Muster die heimischen, indischen Muster setzte, das entzieht sich bisher unserer Kenntniß. Die halb bäuerlichen Arbeiten, die in Scind, Lahore, Madras u. gesammelt und im India-Museum in London zu studiren sind, gehen kaum hinter das Jahr 1800 zurück. Mit diesen etwas grellen Mustern und Farben konnte der europäische Agent nichts Nechtes anfangen, aber er sah einen fleißigen und handgeschickten Arbeiterstamm und durfte hoffen, diesen für seine Zwecke zu erziehen. Die englische Regierung in Indien kam diesem Bestreben auf das bereitwilligste entgegen, um der Massen-Armuth vieler Districte zu steuern. Es waren Agenten des Bon Marché zu Paris,

die sich zuerst in Indien sesseten und auf den flugen Einfall kamen, die Inssassen der Gefängnisse zu beschäftigen. Die Technik war leicht genug zu lernen. Sie gaben den Leuten gutes Material, vorzügliche alte Muster und überraschten die Welt mit prachtvollen Teppichen, welche für mäßig geübte Augen den alten unerschwinglich theuren und dabei halb zerstörten Teppichen völlig glichen und dabei für weit geringeren Preis zu verkaufen waren als geschmacklose europäische Ware. Seit jener Zeit, um 1880, verlor Indien einen großen Theil des Erdballs mit seiner Teppichware.

Der Erfolg war vollkommen, aber die Freude sollte nicht ungetrübt bleiben. Solange die Arbeit von intelligenten Männern mit sicherem Geschmack geleitet wurde, konnte man sich nichts Besseres wünschen. Aber das Schlimme war, daß der Erfolg doch wesentlich auf der Billigkeit beruhte und diese immer mehr in den Vordergrund geschoben wurde. Es gab noch viele Gefangen, deren Arbeitskräfte von Agenten gepachtet werden konnten, und nun begann in einer mit Pfennigen reichenden Concurrenz die gewissenlose Vergrößerung der Arbeit. Zunächst wurde am Material gespart; die Wolle wurde schlecht, statt der alten guten, aber umständlich zu bearbeitenden Farbstoffe nahm man die nichswürdigen Anilin-Farben, schreinend bunt im Beginn und widerlich grau nach kurzen Gebrauchs. Als Muster diente jeder beliebige alte Teppichstapete oder irgend ein Wachstuch- oder Tapeten-Muster englischen Imports, und schon 1886, zur Zeit der colonial exhibition, war der gewöhnliche indische Teppich unter dem Schimpfnamen jail (Guthaus-Teppich) geradezu in Betrieb.

Diesem Unwesen hat die englische Regierung mit gutem Erfolg entgegengearbeitet. Die Anilin-Farben, die in Persien staatlich verboten wurden, um die Teppich-Industrie nicht untergehen zu lassen, sind auch in Indien zumeist verschwunden. Vor allem hat man die Muster aufgebesert. Die englisch-indische Regierung hat 1890 alle in London erreichbaren Muster guter, alter, orientalischer Teppiche copiren lassen und an die indischen Kunsthäuser geschickt, sodass sich jetzt in Indien ein vorzügliches Vorbilder-Material befindet. Hierzu kommen die Publicationen der europäischen Museen. Ich hatte das Vergnügen, die Muster, die ich nach Teppichen auf italienischen Bildern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts rekonstruiert hatte, schon 1886 in London als indische Colonial-Arbeiten zu sehen.

Daß auf diese Weise der Musterkatalog sich höchstlich veredelt, ist ohne weiteres klar, aber trotzdem bleibt eine grobe Gefahr bestehen, auf die ich schon 1886 von England aus hingewiesen habe. In den uns erhaltenen altpersischen Teppichen des sechzehnten Jahrhunderts besteht ja gut wie niemals der ursprüngliche Farbenklang. Die Farben sind weicher, für unser Auge wohl noch harmonischer geworden, optimals auch nur beim Gebrauch durch die Schmuckdeele, die wir Patina zu nennen belieben, abgetönt und zusammengebracht; in vielen Fällen sind sie geradezu verblichen und weichlich, aber gefallen uns dann erst recht. Wenn man nun aber diese durch die Einwirkungen von Jahrhunderten entstandene Farben-Skala als das directe Vorbild betrachtet und diese verblichenen oder verschmutzten Farben in der neuen Ware nachzunehmen sucht: was soll daraus werden? Zunächst mag ja ein solcher Teppich die Erinnerung an die Wirkung der Alten in angenehmer Weise wahren, aber in kurzer Zeit verlieren diese künstlich gebrochenen Farben vollends alles Leben, und der Teppich verfällt in ein schmückiges Grau. Natürlich ist es viel leichter, mit solchen gebrochenen Farben sofort eine harmonische Wirkung zu erzielen, als mit kräftig leuchtenden Farben, die sehr vorichtig im Ton und in der Verteilung abgesetzt sein wollen, um nicht buntlich zu wirken. Wer aber auf die Dauer Freude an einem Teppich haben will, der soll sich ja nach frischen und kräftigen Farben umschauen. Licht, Luft und Staub sorgen bald genug für die Abtönung. Ebenso wichtig ist das Material und die Art der Weberei. Ob die Wolle, die verwendet ist, gut sei, wird der Laie nicht leicht beurtheilen können. Immerhin mag man darauf achten, daß die Wollbüschel hart und geschlossen, und daß sie glänzend in der Farbe sein müssen; weichlich zerfaserte Jäden sehen zunächst besonders wollig aus, nutzen sich aber schnell ab. Leichter zu controlliren ist die Dichtigkeit der Knoten. Wenn die einzelnen Knoten eng nebeneinander stehen, so erzielt man eine seite Plüschedecke, die selbst unter einem spitzen Stuhlbein nicht nachgibt. Je loser die Knoten neben einander liegen, desto weniger widerstandsfähig ist die Ware. Wenn derartige lose, schlechte Ware zum Verkauf aufgeraut ist, so sieht sie zunächst lediglich dürr aus, man läßt sogar die Wolle, die beim Scheren abfällt, zwischen den Knoten haften. Die leichtere bürtet oder legt sich sofort heraus, die aufgerauten Jäden legen sich nieder, brechen ab, — in kurzer Zeit ist der Teppich schäbig.

Je dichter die Knotung, desto feiner kann auch das Muster gehalten werden; der einzelne Farbenstrich wird fein wie eine Nadelspitze. Es gibt Teppiche, in denen auf 10 Centimeter im Quadrat 7200 Knoten sitzen; diese sind aber so thener, daß sie aus dem gewöhnlichen Vertriebe ausscheiden.

Wer einen modernen Knüpfteppich kaufen will, soll sich niemals zuerst durch den Gesamteinindruck bestimmen lassen, sondern er soll zunächst fragen, was von der betreffenden Ware der Quadratmeter kostet, und soll sich zur Controle billigere und thenerne vorlegen lassen. Er wird dann sehen, daß bei den gebräuchlichen indischen Waren der Preis in fünf bis sechs Stufen von 13 bis 30 Mark im Quadratmeter steigt. Erst wenn man sich über die Qualität entschieden hat, entsprechend dem Preise, den man anlegen will, soll man sich der Verführung durch die Muster überlassen. Wenn ein Teppich Fehler hat, besonders wenn er eine Falte wirkt, ist er im Orient viel billiger. Wenn derartiges im Handel als „kleiner“ Fehler bezeichnet wird, so ist dieser Ausdruck liebenswürdiger gegen die Ware als gegen den Käufer. Eine ausgefaserte Stelle im Rande ist der sorgsamen Hausfrau schreckhaft, aber bedeutend weniger schlimm. Unregelmäßigkeiten im Muster schaden gar nichts und werden im eigentlich orientalischen Betriebe nicht sonderlich beachtet.

In Indien werden die Muster nicht vorgezeichnet, sondern vorgelesen. Neben den knüpfenden Arbeitern sitzt ein Mann mit der Musterschrift und ruft bei jedem neuen Knoten aus, von welcher Farbe er sein soll, und wie viel Knoten von dieser Farbe neben einander zu liegen kommen, so wie wir ein Häkelmuster im Texte geben können: „zwei Maschen links, eine Luftraste u.“. Wenn sich auf der Breite des Teppids das Muster mehrfach wiederholt, ist dieses Commando weit leichter;

es arbeiten dann zugleich so viele Arbeiter, als wie das Muster wiederlehrte. Ich habe bei indischen Teppichwebern in London diese Arbeit mit angesehen und angehört. Die Vorlefer näheln ihr Kommando in leinem, singendem Ton, und die Arbeiter singen es zur Controle zurück; alles in gleichem Tempo, nur mit leichtem Heben und Senken der Stimme, felsam schwerfällig und düster. Weiber werden meines Wissens in Indien nicht bei den Teppichen beschäftigt, wie ja auch die Shawls und die Stidereien von Männern gefertigt werden.

Was wir aus den besten Fabriken von Indien jetzt an Teppichen bekommen, ist zumeist erfreulich. Die große Menge der eingeführten guten alten Muster ist als reich Saat aufgegangen; wir sind wieder im stande, unsere Zimmer mit Teppichen zu belegen, die prächtig und zugleich harmonisch den wirksamsten Untergrund für eine geschmackvolle Einrichtung hergeben. Die alte Handelsverbindung mit Europa, der leichte und sichere Verkehr machen es möglich, in ganz bestimmten Größen jede Art von Ware mit voller Sicherheit zu bestellen und die eigenthümlichen Arbeitsverhältnisse des Orients zu unserem Vorteile zu benutzen. Augenblicklich ist man bei uns in Deutschland, Frankreich und Belgien, weniger in England, geneigt, von orientalischen Teppichmustern abzusehen und die Fußböden in der Eintheilung eines Paläons, im Geschmack des Rococo zu mustern, oder ihn wie ein Seidengebebe des vorigen Jahrhunderts auf lichtem Grunde mit Blumen zu bestreuen; aber diese Richtung hat keinen festen Boden, man kann auch jetzt neben diesen Tagesblüthen den alten Stamm orientalischer Muster nicht entbehren und wird immer wieder auf ihn zurückzufallen haben. Solange der Orient seine Kraft behält, selbständig coloristisch zu gestalten, wird er immer wieder das Verjüngungsbild für das farbenmüde Abendland werden. Wenn ihm eine ernsthafte Gefahr droht, so besteht sie in der Abschwächung seiner Kraft durch europäischen Einfluss. Das in dieser Hinsicht die jetzige Teppichfabrikation ernste Gefahren bietet, ist nicht zu verkennen, aber zur Zeit ist die Richtung augenscheinlich eine gesündere.

Nachdruck verboten.

Pauline Ulrich.

Biographische Skizze von Friz Wallerstein.

Siehe das Portrait auf Seite 180.

Auf einen künstigen Ehrenplatz in den Blättern der Bühnengeschichte hat unter den modernen Darstellerinnen der dramatischen Kunst kaum eine höheren Anspruch als Pauline Ulrich, die unbestritten erste Schauspielerin des Dresdner Hoftheaters. Von ihrem Werdegange, ihrem künstlerischen Wesen sollen die folgenden Zeilen den geneigten Leserinnen erzählen.

Die kleinbürgerlichen Verhältnisse des Elternhauses waren nicht darnach angethan, die früh sich regende Theater-Schwärmerei unserer Heldin zu begünstigen. Der Vater, obwohl als königlich preußischer Kammermusiker der Kunst nahe genug stehend, wollte durchaus nichts vom Komödie-Spielen wissen, sondern Pauline zu einem praktischen Berufe erziehen: Lehrerin, Gouvernante für höhere Töchter, — das erschien wenigstens als ein sicheres Brod, zumal wenn man Klavier und auch etwas Geige spielte. Da gab es denn Kämpfe, Bitten, Thränen und wieder Bitten, bis der Vater den strengen Chef der königlichen Bühnen Herrn von Hülsen aufsuchte. Herr von Hülsen riet, Auguste Crelinger, damals eine der gefeierlichsten Gräßen des Berliner Schauspielhauses, zu befragen, und diese scharfe Prüferin, vor der nur ausgezeichnete Talente Gnade fanden, nahm das schlanke gehäthene Mädchen mit den einnehmenden Gesichtszügen ohne Zögern an. Da flog die Schulmappe in den Wind! Dem temperamentvollen jungen Blute, das gern im Fluge die ihm vorschwebenden großen Aufgaben ergreifen wollte, ging es aber viel zu langsam voran, dem unbeweglichen Verhängungsdrange genügten die kleinen Rollen nicht, in denen Herr von Hülsen die kaum den Kinderjahren Entwachsene zunächst beschäftigte, und so spielte sie auf der Liebhaberbühne „Urania“ mit ehrfahrem Gewerbetreibenden das „Gretchen“ und die „Jungfrau“, — ja selbst die Regie vertraute man der Mutigen an. Auf Hülsen's Rath, außerhalb der Vaterstadt die Schwingen zu erproben, kam es nach einiger Zeit zu einem ersten Aufzug und zum Engagement in Stettin. Ein halbes Jahr später war Pauline Ulrich indeß bereits Mitglied des königlichen Theaters zu Hannover und spielte die „Königin von 16 Jahren“, den „Pariser Taugenichts“, den „Vicomte von Letourières“ und andere Glanzrollen der klassischen „Grille-Friedericke“ Goethemann; die heißbegehrten Rollen „Gretchen“, „Märchen“, „Thetta“ blieben — als die Domäne Marie Seebachs — dem Ehrgeize der jugendlichen Darstellerin freilich noch versagt. So in Hannover nicht recht heimisch geworden, durfte es Pauline Ulrich als einen glücklichen Umstand betrachten, daß eine Empfehlung der Frau Freib-Blumauer den königlich sächsischen Intendanten Herrn von Lützschau, dessen Wirksamkeit mit der glänzendsten Epoche des Dresdner Schauspiels zusammenfällt, auf das frische Talent aufmerksam machte. Nach der ersten Gastrolle als „Gretchen“ ward Pauline Ulrich für Dresden verpflichtet und spielte im Mai 1859 unter ermunterndem Beifall die „Donna Diana“ als Antrittsrolle.

Selten ist eine Schauspielerin unter günstigeren Bedingungen in einem neuen Wirkungskreis getreten. Noch wirkten Emil Devrient, der Abgott der Dresdner Damenwelt, und Marie Bayer-Bürd, die Hauptstücken des rezipirenden Dramas, zwar nicht mehr in der Vollkraft ihres Schaffens, aber als glänzendste Vertreter der Weimarischen Stil-Tradition. In diese idealistische, von Schönrednerei und hohlem Pathos nicht freibleibende Spielweise sollte Pauline Ulrich ein ganz neues Element bringen: den Geist der Modernität, das Pisanter, jene mit Grazie verbundene Beweglichkeit des Geistes, durch die sich das Licht wie in hundert Facetten bricht, — Eigenschaften, welche die neue Kraft schon im ersten Abschnitt ihrer Laufbahn zu einer Darstellerin ersten Ranges im Conversations-Stück gemacht haben, während die Entwicklung zur Tragödin großen Stils einer späteren Zeit angehört. Nicht ohne weiteres gewann die jugendliche Liebhaberin die Herzen; man brachte ihr Achtung und Wohlwollen, doch keine besondere Kunst entgegen. Da erwuchs ihr künftiger Förderung durch Bogumil Davison, dessen geniale, alles bezeugende Eigenart eine neue Ära im Dresdner Schauspiel herausgeführt hatte. Im Zu-

sammenhange mit der neuen Collegin, deren raschlosen Fleiß aufs wärmste anerkannt und zugleich sich der Führerlosigkeit des eigenen Genies wohl bewusst, sagte er eines Tages: „Hier lebt Frau Sontag, die Mutter unseres gemeinsamen Collegen Carl Sontag, die eine vortreffliche Künstlerin gewesen ist; sie wird Ihnen ratzen und helfen!“ — Diese geistvolle, von mütterlicher Güte besetzte Frau leitete nun die ferneren Schritte der Streben, die sich, ermutigt durch den ersten großen Erfolg als „Thetta“ (mit Davison in der Rolle des Wallenstein), voll Vertrauen der neuen Führung überließ. Mit Pietät gedient Carl Sontag in seinen Bühnen-Erlebnissen „Vom Nachtwächter zum türkischen Sultan“ der segensvollen Führung des Schiffsals, daß es seiner Mutter in Pauline Ulrich eine Tochter zugeführt habe, um sie für den frühen Verlust der geliebten Henriette*) zu entschädigen.

Was unserer Künstlerin aber zuerst die ungeteilte Bewunderung der Theater-Freunde weit über die Grenzen ihrer neuen Heimat hinaus errang, waren die in reicher Künstlersfahrung herangereisten Leistungen im feinen Lustspiel, im Conversations-Stück. Hier vereinigten sich Geist und Temperament, amuthige Natürlichkeit und vornehmes Weisen, gehoben durch die Eleganz der äthernen Erscheinung, zu bestreitendem Gesamtindruck. In den graziösen Wortgesichten der Franzosen von Scribe bis Sardou, so als Gräfin Autreval (Damenkrieg), Frau v. Goutron (Vornehme Ehe), Marquise v. Menneville (Greenhände), die Fäden des Dialogs beherrschend und den sprühendsten weiblichen Übermuth innerhalb der Grenzen des seines Tastes entfaltend, verführte sie jenen unübersehbaren esprit de cause, der sie zu einer ganz einzigen Erscheinung der deutschen Bühne macht: von keiner Jüngerin und Jüngsten erreicht, gleichwie verdunstet. Man begreift hiernach eine Neuerung des berühmten Tenors Gustave Roger nach der Leseprobe eines Dramas von Delavigne: Pauline Ulrich bedurfte allenfalls nur einiger Monate, um Mitglied des Théâtre français werden zu können.

Nicht unmittelbar fand Pauline Ulrich den Zugang zu den mächtigen Gestalten des Trauerspiels, für welche sie eine hohe, biegsame Gestalt, ein jeder feilchen Regung und Wandlung fähiges Organ von besonders herrlicher Klangfarbe im tiefen Register einzusetzen hatte. Der sehr modellirte, ausdrucksvolle Kopf erlangte einigermaßen scharf ausgeprägter Linien für die dämonisch veranlagten Charaktere einer Macbeth, Medea, Judith, und bei stärker Anspannung des von Natur wundersam wohlklangenden Organs machte sich zuweilen eine Übertreibung des Affects fühlbar. Aber mit eisernem Fleische, dem sichersten Bundesgenossen des Genies, hat die Künstlerin an ihrer Verwollkommenung gearbeitet, um auch des großen tragischen Stiles Meisterin zu werden. Getrost durfte sie mit Charlotte Wolter in die Schranken treten, als diese in den achtziger Jahren mit der neu geschaffenen Messalina das Wilbrandt'sche Trauerspiel zu einem Berliner Theater-Ereignis machte. Die Dresdner Darstellerin erregte mit ihrer grandiosen Leistung bei Publicum und Kritik nicht geringere Begeisterung als die Kollegin von der Burg, sodass der damalige Haussdichter des Klaudiusdatsch, Rudolf Löwenstein, den beiden Messalinens folgende Strophen widmete:

„Ob besser Du, ob Wolter's Lotte
Als Messalina mir gefiel?
Bei der Bacchantin mächt'gem Gotte,
Ihr treibt ein gleich dämonisch Spiel.“

Und Theodor Fontane urtheilte gelegentlich eines Ehren-gastspiels am Schauspielhause: „Seit ich von der Ristori die Königin Elisabeth“, von Rossi-Ludwig XI. sah, habe ich auf dem Gebiete der Tragödie nichts gesehen, was an die Marquise von Pompadour der Ulrich heranreichte.“ Auch die literarisch nicht minder gewichtige Stimme eines Karl Frenzel rühmt den harmonischen Zusammenslang in Ausdruck, Wiedenspiel und Bewegung, die Illusions-Kraft des Gastes; einen fast noch höheren Triumph bedeutete für ihn ihre „Drama“.

Ferner schrieb sein Veringerer als Gustav Freytag nach einer Vorstellung der „Journalisten“ der „Adelheid“ des Abends: „Lassen Sie mich meine Freude darüber ausdrücken, daß mir vergönnt war, Sie nach Jahren wieder in einem meiner Stücke auf der Dresdner Bühne zu begrüßen, auch meinen Dank für Wohlgefallenes und Schönes Ihrer Erfindung und Darstellung.... Im ganzen scheide ich mit einem lebhaften Eindruck von der Energie Ihres Talents, das in einem Repertoire von seltener Bielheitigkeit hunderttausenden Genuss und Erhebung bereitet hat.“ Und so könnten wir noch viele begeisterte Urtheile bedeutender Zeitgenossen anführen.

Um auch im französischen Sensations-Stück zu glänzen, mußte Pauline Ulrich aber auf Reisen gehen. Daher kennt man in Dresden ihre „Camelien-Dame“, ihre „Fedor“ und andere felsam schillernde Frauengestalten nur vom Hörensagen, aber daß so bedeutende Kunst auch fragwürdige Heldinnen zu adeln, mit einem Schimmer von Poësie zu umkleiden gewußt, glaubte man den auswärtigen Berichten gern.

Gleich dem Könige von Sachsen schmückten der Idealist auf dem bayrischen Königsthron und zahlreiche andere deutsche Fürsten die Künstlerin mit Medaillen. Den stolzesten Tag ihrer ehrenreichen Laufbahn bildete aber die Feier der fünfzigjährigen Dresdner Theater-Mitgliedschaft. Schwierig ist jemals zuvor in Florenz einer Bühnenkünstlerin in ähnlicher Weise gehuldigt, noch nie ist eine derartig umfassende Theilnahme aller Gesellschaftskreise an einem Bühnenfest erlebt worden. Eben vorbereitet aus der Reichshauptstadt zurückgekehrt, betrat Pauline Ulrich am Jubiläums-Abend die zu einem kostbaren Blumenhain umgewandelte Bühne als „Donna Diana“, umbraust vom vielfältigen Jubelruf der Dresdner.

Und welche Bestürzung und Theilnahme erregte wenige Jahre später die zu abendländischer Stunde die Residenz durchsehende Trauerbotschaft von dem angeblichen Ableben des gefeierten Lieblings. Eine überwältigende Hülle von Liebe und Verehrung sprach aus den Kundgebungen, die man der ahnunglos am Syller Strand Weilenden in Telegrammen, Briefen, Zeitungen übermittelte; und so konnte sie in schwungvollen Nekrologen ihren eigenen Nachrumb lesen, wobei ein goldener Humor ihre tiefe Rührung bemerkte.

*) Henriette Sontag, spätere Gräfin Rossi, die in zwei Welttheatern hochgefeierte Sängerin, starb 1854 auf einer Gastspielreise in Reggio.

Nachdruck verboten.

Aus den Pontinischen Sümpfen.

Baum von Pietro Barruci. — Siehe Seite 181.

In der Provinz Rom erstreckt sich, am mittelägyptischen Meere entlang, ein etwa 45 Kilometer langer und 15 Kilometer breiter Landsstrich, der durch seine theils trockenen, theils malerisch schönen, aber wirtschaftlich unbenutzbaren und gesundheitsgefährlichen Sümpfe berühmt und berüchtigt ist; es ist das Gebiet der Pontinischen Sümpfe. Die Ursache der Sumpfdbildung liegt in dem zu geringen Gefälle der mit reichlichen Niederholzlagen gesättigten, von den Bergen herabstromenden Flüsse. Einst aber sah es hier anders aus. Das antike Rom hatte es verstanden, durch ein grohartiges Drainage-System das Land culturfähig zu machen. Ein Netz von Kanälen, blühende Städte belebten es. Allmäßig ist dann weniger für Aufreihaltung der Cultur geschehen; das verderbenschwangere Vieh niste sich immer mehr ein und vertrieb die Menschen, deren Behausungen verfielen. Schon vor Beginn des 7. Jahrhunderts war die berühmte Via Appia, die von Rom durch diese Gegend nach Campanien führte, verlassen, das meiste Land verwilderte und verlorde immer mehr, ohne daß ernsthafte Versuche, wie die des Papstes Pius VI., viel zu bestern vermochten, bis es in den schwer zu ändernden seitigen Zustand geriet. Jetzt befindet sich nur würtzliches Ackerland in den Sümpfen. Bedeutender ist das Weideland, aber die Buschwälder, macchia genannt, überwiegen, und dazwischen harren die mit appiger Vegetation umwucherten Sumpfgewässer. Pietro Barruci, der hervorragende Landschaftsmaler, hat es verstanden, den unheimlich schönen Charakter des verunreinigten Felderstriches äußerst feinfühlend festzuhalten, und die Reproduktion in unserer heutigen Nummer wetteifert an Stimmungsausdruck mit dem Originale. D. R.

Nachdruck verboten.

Zar Alexander III. †

Von E. Elst in Petersburg.

Siehe die Abbildungen auf Seite 184.



ach Livadia waren die Blüte der gesammten civilisierten Welt wochenlang gerichtet; mit banger Sorge, in aufrichtiger Theilnahme waren alle guten Herzen des Erdensrundes dem Kaiserlichen Krankenlager zugewandt, auf dem inmitten einer frätig prangenden Natur das Leben des mächtigen Herrschers des weiten russischen Hundertmillionenreichsrettunglos dahinschwand.

Nach Livadia, am herrlichen Südsee der Krim, lebten Kaiser Alexander und die Kaiserin mit ihren erlauchten Kindern sonst im Herbst froh und freudig ihre Haben, um auf dem in der Nähe von Jalta reizend gelegenen Familiengute mit seinen balsamisch duftenden Hainen, seiner reinen Vergnüfung und frischen Meeresbrise schöne Wochen der Ruhe und Erholung zu genießen. Umgeben von reichen Weinbergen, umfangreichen Parkanlagen, mit den mannigfaltigsten, meist tropischen Baumgruppen, mit Teichen, Springbrunnen, Statuen, gedeckten Alleen, gerundeten Hügeln, üppigen Wiesenflächen und sorgsam gepflegten exotischen Gartenpartien, gewährt das im alt-bizantinischen Stile gehaltene Palais aus seinen orientalischen Gemächern eine überaus malerische Fernsicht auf das dunfel ergrünende Meer und das von verschiedenen blühenden Ortschaften und vielfachen Landhäusern belebte Festland, das mit der italienischen Riviera erfolgreich zu wetteifern vermag. In der Nähe dieses mehr monumental wirkenden Palais, das noch der frühere Besitzer von Livadia, Graf Potofski, erbaut hat, von dem der verstorben Kaiser Alexander II. das Gut erwarb, steht in gleich lieblicher Lage eine andere Villa von edler Einfachheit, mit vornehmem Comfort eingerichtet, das sogenannte Kleine Palais, in welchem sich auch die Kirche befindet.

Hier hatten die Kaiserlichen Majestäten mit dem Großfürsten Thronfolger Nicolai Alexandrowitsch und dem zweiten Sohne, dem Großfürsten Georg Alexandrowitsch, Wohnung genommen, als sie, diesmal anders wie sonst, mit trüben Gedanken und besinnertem Herzen, doch noch mit hoffnungsvollen Erwartungen die so amuthige südl. Residenz aufsuchten, während in den umliegenden Gebäuden, zum Theil auf mehr abgelegenen Besitzungen, sich die zahlreichen Glieder des gesammten Kaiserlichen Hauses niedergelassen hatten, die von allen Seiten Europas auf die traurige Kunde von der schweren Erkrankung des hohen Familienhäuptes sich um dieses vereinigt hatten. Und hier, in dem Kleinen Palais von Livadia, ist denn auch Zar Alexander Alexandrowitsch, im 50. Jahre seines Lebens, im 14. seiner gesegneten Regierung, trotz der besten ärztlichen Behandlung und der hingebendsten Pflege, der verzehrenden Krankheit am 20. October (1. November) erlegen.

Wer hätte es noch im Frühling gedacht, daß der erhabene Monarch bei seiner hochaujerordlichen Hünengestalt durch ein damals bereits in ihm wurzelndes, endlich den ganzen Organismus auslösendes schlimmstes Leiden nach wenigen Monaten seinen Völkern entrissen sein könnte! Immer war er bisher das Bild kraftvoller Gesundheit gewesen; ein steigernder Überdruss von Kraft suchte neben den emig veralteten Regierungsgeschäften Ableitung in mannigfaltiger körperlicher Tätigkeit. Am liebsten griff der Zar da wohl zur Axt und spaltete mächtige Scheite Holzes, daß die Stüke flogen. In den so einfach eingerichteten Wohngemächern des bevorzugten Schlosses Gatchina stand beim Schlafräum der mächtige Holzloch, an dem sich diese Kraftproben vollzogen, daneben kleinere Blöcke mit leichterem Werkzeug für die kaiserlichen Söhne. Im Winter wechselten damit auch Eisangshäden und Schneeschippen an den Teichen und unter den hohen Bäumen des englischen Parks ab, der das 1770 erbaute, 600 Säle und Zimmer enthaltende schöne Palais statlich und amuthig umgibt. In den letzten Jahren war der Kaiser freilich zwei Mal stark von der Influenza befallen worden; so grimmig hatte sie den mächtigen Körper gepackt, daß dieser, sich vergeblich gegen solchen ungehönten Krankheitsanfall aufzubauen trachtend, sich wohl unter Aechzen und Söhnen vor Schmerzen wand. Allein der das letzte Mal im verloßnen Januar berufene Moskauer Arzt, Professor Sadarjin, hatte den Baronen ja zur freudigen Beruhigung ganz Russlands schließlich für wieder hergestellt erklärt. Als nun aber dennoch nach einiger Zeit Anzeichen eines tiefer sitzenden Leidens austraten, da hat die ärztliche Hülle allerdings nicht rechtzeitig einzutreten vermocht, denn der energische Kaiser wollte einerseits nicht frank sein, widmete sich vielmehr fortgesetzt den anstrengenden Aufgaben seines hohen Berufs, und andererseits

begte er überhaupt sehr wenig Vertrauen zur ärztlichen Kunjt. Hat doch auch Dr. Linden ansangs September nur durch eine List zur Behandlung herangezogen werden können. Vergleichlich hatte bei dem Aufenthalte der Majestäten auf dem polnischen Gute Bjelowesch, während des Augustmonats, der Warschauer General-Gouverneur Gurko den bekannten Berliner Professor, der ihn von so schwerer Krankheit gehellt, angelegerlich empfohlen. Da berief man diesen zu dem gleichzeitig anwesenden erkrankten Commandirenden des Kaiserlichen Hauptquartiers, General-Adjutanten v. Nichter, und nun erst gelang es der tief besorgten Kaiserin, den hohen Gemahl zu berecen, die Gelegenheit doch zu benutzen und Dr. Linden zu einer Unterjüngung zuzulassen. Da wurde denn die gesährliche Nierenkrankheit constatirt, die den Körper nun so zu entkräften begann, daß der hohe Patient bereits in Spala, wohin der Hof ansangs September übersiedelte, recht leidend ausjäh,

wahrhaft frommer Mann im besten und schönsten Sinne des Wortes. Seine Gebete kamen aus aufrichtigem, reinem Geist; wenn er bei dem Besuch einer Stadt stets seine ersten Schritte zur Kirche senkte oder an den feierlichen Feiertagen regelmäig den Gottesdienst besuchte, so geschah das immer aus religiösem Bedürfnis, aus innerem Drang, wie überhaupt an seiner ganzen Persönlichkeit alles wahr und offen war. Ein Blick in die freundlichen, klaren Augen seines milden Gesichts überzeugte einen jeden von der Echtheit seiner menschenfreundlichen Geminnung. Im Hinblick auf seine gläubige Frömmigkeit war es denn auch, und ganz im Sinne der orthodoxen Bevölkerung, wenn die Großfürstin Alexandra Jossitowa bei ihrer Fahrt nach Livadia den allbekannten und hochverehrten Protohieroi Joann von Kronstadt mitnahm, dessen Fürbitten vom Volke eine besondere Kraft zugeschrieben wird. Als bald nach Ankunft Joannis betete der Zar mit ihm gemeinsam, und am

Kaiserin zusammen, die Lehrlingstalente der Jugend und die Heldenataten des einfachen Volkes, leßte namentlich in Zeiten von Epidemien, dort mit seiner einfachen Freindlichkeit die kindlichen Herzen begaubend, hier durch sein herziges Mitgefühl die Kranken tröstend, ihre Leiden lindernd.

Für seine eigene Person anspruchslos und mäßig in seinen Privatausgaben, hatte Alexander III. doch stets eine offene Hand für die nicht selbst verschuldet Armut; in Fällen elementarer Not hat er den Betroffenen oft reiche Hülfe aus seiner Privatschatulle gespendet und auch von Staats wegen große Unterstützungen und Erleichterungen zutheil werden lassen.

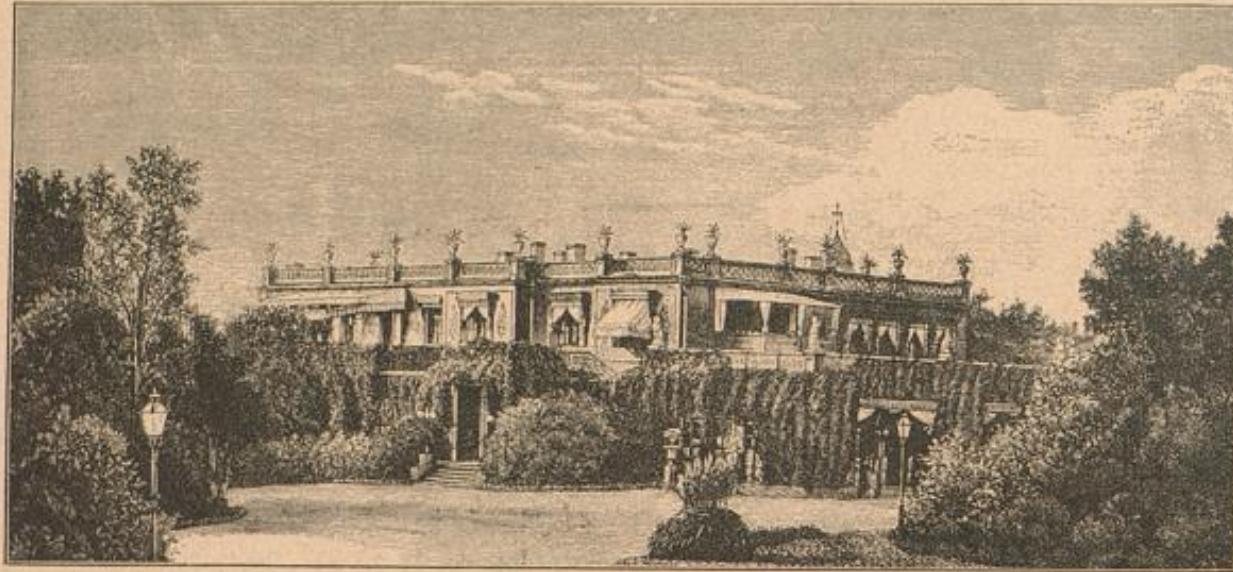
Aber mit dieser Milde des Herzens und Einfachheit seines Wesens paarte sich eine starke Energie des Charakters. Seinen persönlichen Mut hat er bereits als Thronfolger auf dem Schlachtfelde bewiesen; er hat ihn gezeigt nach jenem Schredens Tage des 1./13. März 1881, — an dem Alexander II. durch verrückte Frevelthat tropf seiner militärischen Bedeutung jäh dahingerafft wurde, — indem er sofort, wie später immer, ohne Escorte durch die Straßen fuhr, und er hat ihn wiederholt durch seine Haltung bewährt, wenn Unglücksfälle und Gefahren ihn plötzlich bedrohten. Den umfangreichen Vorsichtsmahregeln, die seine Umgebung und die Behörden, namentlich bei größeren Reisen, für nothwendig erachteten, hat er sich gefügt von dem Gesichtspunkte des Staatsgedankens aus, nicht wegen persönlicher Nüdsäften.

Nach der Trauer über den Tod des theuren Vaters, die ihn längere Zeit tief niedergebeugt hielt, ergriff er fest und kräftig die Zügel der Regierung im Sinne eines machtvollen und gerechten Selbstregiments. Wie unabhängig der Herrscher seine Entscheidungen zu fassen pflegte, lediglich nach seinem eigenen Urtheile hinsichtlich des Wohles des Reiches, das hat sich bei Ministerernennungen, Sanctionirungen oder Ablehnungen von Reichsraths-Berichten, in zahlreichen Fällen überhaupt deutlich gezeigt. Ein hervorragender Zug seiner innern Politik war die von jeder weisen Regierung mit Recht obenangestellte Festigung der Reichseinheit, der staatlichen Zusammengehörigkeit aller national verschiedenartigen Glieder des großen Ganzen. Von seiner eigenen Überzeugung geleitet, daß solcher Politik besonders auch die Kräftigung der Staats-Religion entsprichlich sei, und von der ethischen Nothwendigkeit durchdrungen, den religiösen Sinn in der Bevölkerung zu stärken, hat Alexander III. dann auch die orthodoxe Kirche möglichst zu fördern getrachtet. Dabei hat ihm jedoch nichts fernlegen als nationale oder kirchliche Intoleranz; Unbildenhaft wäre ein bei seinem ganzen milden und gerechten Charakter unnatürlicher Widerspruch gewesen.

Doch in dem riesigen Organismus des russischen Reiches ging in der Durchführung der kaiserlichen Intentionen nicht alles immer streng nach dem Wunsche des Herrschers, und manchen Schmerz der Enttäuschung haben ihm solche Wahrnehmungen bereitet, ja bisweilen, wenn böswilliges Verschulden, unlautere, niedrige Gesinnung, Bestechlichkeit, Betrug sich offenbarten, dann ergriff den Monarchen tiefer Abscheu, auch wohl bei all seiner Herzengüte der heilige Zorn; und die gerechte Ahndung erfolgte, wie er sie bereits sofort bei seinem Regierungsantritt angedroht hatte, ohne Ansehen der Person oder Stellung. Um so sicherer konnte aber anderseits ein jeder auf die Treue der kaiserlichen Huld bauen, der sich des in ihr geleisteten Vertrauens würdig erwies.

In seiner, gleichfalls von ihm selbst geleiteten auswärtigen Politik war der Zar durchaus friedliebend, zum besten seines Reiches, dann aber auch thatächlich zum Heile der ganzen civilisierten Welt. Weit entfernt, daß der streng monarchisch gesinnte Kaiser mit der französischen Republik je eine Allianz aggressiven Charakters geschlossen hätte, hat er vielmehr alle Revanche-Gefüße zurückgehalten, indem er unzweideutig erklärte, daß er ungeachtet auch noch so freundshaftlicher Beziehungen dem angreifenden Friedensstößer nie seinen zum Schutze wohl bereiteten Beistand leihen werde. Durch diese seine äußere Politik, sowie durch die im Innern errungenen bedeutenden Fortschritte hat Alexander III. Russland auf eine Höhe der Macht erhoben, die es bisher nicht inne gehabt.

Groß und anstrengend waren bei solchem umfassenden Selbstregiment nach innen und nach außen die Aufgaben seines Herrscherberufes, aber unablässig hat er sich deren mit ganzer Hingabe, mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit bis in die Details gewidmet, ja selbst auf dem Sterbelager hat er sich von den Staatsgeschäften nicht zu trennen vermocht, bis zum letzten Atemzuge ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue.



Palais Livadia. Sommer-Residenz des verstorbenen Zaren Alexander III.

sich mehr und mehr aus der Hofgesellschaft zurückzog und nur noch bei dem six o'clock-Theater erschien. Aber man setzte doch noch die besten Hoffnungen auf den Aufenthalt im Süden. Indessen die Abreise verzögerte sich leider; die Ankunft in der Krim fand erst am 21. September (3. October) statt.

Zu dem immer schlimmer sich gestaltenden Leiden des themen Oberhauptes der Familie kam noch so manches anderes Belämmern hinzu, namentlich bezüglich des Großfürsten Georg Alexandrowitsch, der schon seit längerer Zeit im südlichen Kaukasus lebte, in dem für Brustschwäche günstigen Kurort Abastumani. In Spala, wohin bereits der Großfürst auf die ersten trüben Nachrichten über das Befinden des Vaters gefommen war, fand man den Kaiser einst nachts am Bett des Sohnes von diesem Schrecken erschüttert. Auch sonst erhöhten noch Krankheitsscheinungen in der Familie das große Leid.

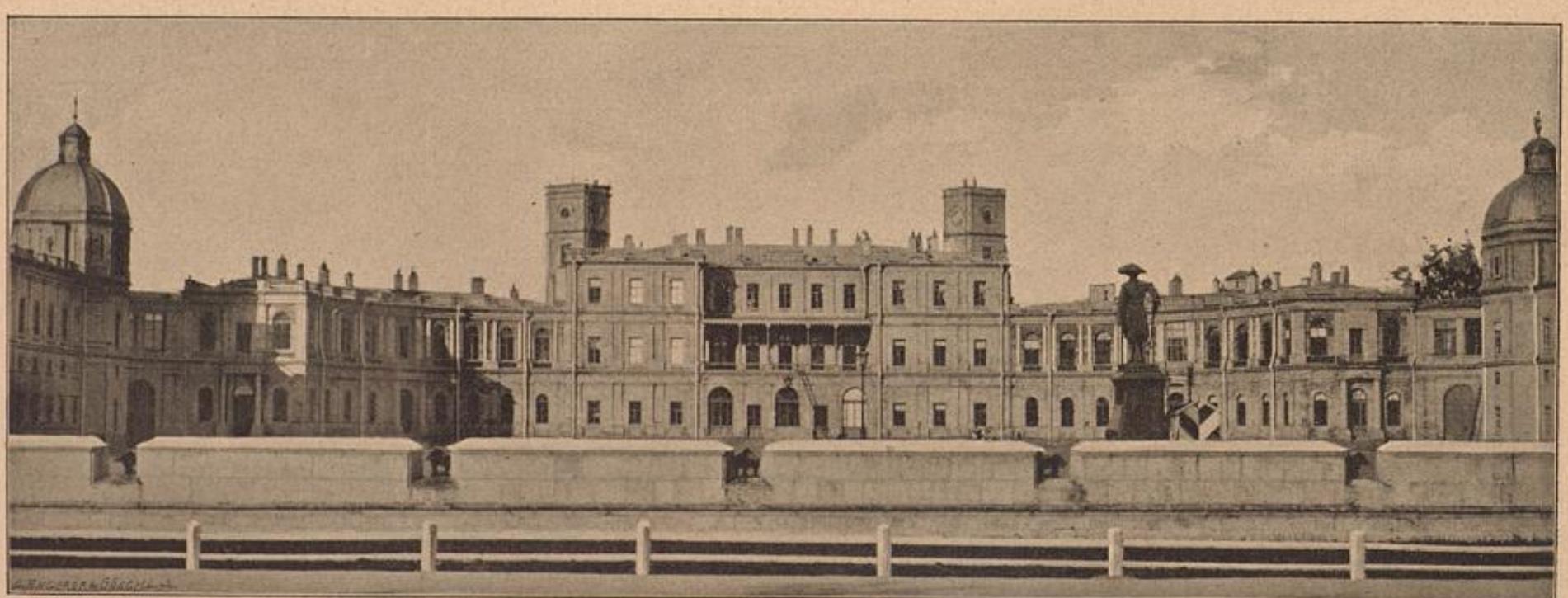
Doch auch freudige, tröstende Eindrücke waren den so schwer Betroffenen noch beschieden. Obenan stand unter ihnen das Enttreffen der hohen Verlobten des Großfürsten Thronfolgers.

Eine besonders tröstliche Wahrnehmung war dem Kaiser auch die allgemeine tiefe Theilnahme, die seine Untertanen einmütig an den Tag legten.

Ja, das russische Volk hat diesen Kaiser wahrhaft geliebt. Es liebte in ihm vor allem den edlen Menschen, dessen ehrliches, gutes Herz sich im Verhältnisse des Selbstherrschers zu seinen Untertanen ebenso behäbigte, wie in seinem Privatleben. Alle Welt blieb voll tiefer Achtung und Verehrung zu dem von Liebe und Reinheit erfüllten Familieneben empf, das von der Höhe des Thrones als erhabenes Muster erglänzte. Als treuer, liebender Gatte und Vater stand Zar Alexander Alexandrowitsch jedem Herzen vor allem nahe. Man fühlte und wußte es, daß er dieselbe Liebe und Treue auch als Landesvater zu seinem Volle in der Brust trug. Er war ein

17./29. October, dem Jahrestage der wunderbaren Errettung der kaiserlichen Familie von dem schrecklichen Eisenbahnunglück bei Vorst im Jahre 1888, ließ er sich von ihm das heilige Abendmahl reichen. Aus den Händen des Protohieroi Joann empfing der Kaiser auch die Sterbe-Sacramente; mit ihm hielt er sein letztes Gebet.

Was die allgemeine Beliebtheit des nunmehr verewigten Monarchen noch erhöhte, war seine Einfachheit, die ihn neben der großen Machtfülle seines unumschränkten Selbstherrschthums zierte. Die liebsten Stunden waren ihm diejenigen, die er im gemütlichen Kreise der Seinen verbringen konnte. Gern las er auch in den Ruhepausen, die seine Berufspflichten ihm gönnten, ein gutes Buch oder suchte Genüß in den Klängen edler Musik, wie er denn den Werth von Kunst und Wissenschaft wohl zu schätzen wußte und ihnen auch als Staatsoberhaupt sein förderndes Interesse bewies! Kam die Zeit der Feste, zu Neujahr und zu Ostern oder bei besonderen Anlässen, wo dann das liebe, stills Gatschina mit der Petersburger oder, im Sommer, mit der Peterhofser Residenz vertauscht werden mußte, da fand freilich der russische Zarenthron die glänzendste Repräsentation. Und wie gewinnend wirkte auch bei solchen Gelegenheiten dann wieder die natürliche Liebenswürdigkeit des kaiserlichen Wirthes, der bei Banffeten von Tafel zu Tafel ging, unter Umständen bis zu den Tischen der gemeinen Soldaten, nach dem Rechten sah, sich leutselig erkundigte, ob alle zufrieden seien, oder auf das Wohl seiner beglückten Gäste trank! Zu Weihnachten wurden den Soldaten Christbäume angezündet, und der Monarch erschien mit der Kaiserin und den kaiserlichen Kindern zur persönlichen Vertheilung der Geschenke und nahm an der Feierfreude herzlichen Anteil. Zu Ostern tauchte der Herrscher mit seinen niedrigsten Dienern wie mit seinen höchsten Würdenträgern den Bruderfuß. Ost besuchte er, meist mit der



Schloss Gatschina. Winter-Residenz des verstorbenen Zaren Alexander III.